No. 28 | NOVEMBER 2026

Berufen

PÄPSTLICHES WERK FÜR GEISTLICHE BERUFE
DIÖZESE ROTTENBURG-STUTTGART



MUSIK AN!

REPORTAGE

Wo Worte für das Göttliche fehlen, kann die Melodie eine Stimme sein

ESSAY

Den Glauben zum Klingen bringen

„Für mich ist weniger die Frage
entscheidend, ob Kirchenmusik ‚schön‘ ist.
Interessanter ist, was geschieht,
wenn Musik wirklich Teil der Liturgie
wird: wenn sie Worte trägt, Gefühle
ausdrückt, Gemeinschaft erfahrbar macht
und über sich selbst hinausweist.“

Nina Strasser, S. 31

– INHALT –

6 PORTRAIT
„Wo Worte für das Göttliche fehlen, kann die Melodie eine Stimme sein“
Mit Theresa Schäfer über das Wesen der Kirchenmusik

12 ESSAY
Den Glauben zum Klingen bringen
Meine Erfahrung als Chorsängerin

18 7 FRAGEN AN …
Msgr. Dr. Christian Hermes, Stadtdekan von Stuttgart

20 REPORTAGE
Ein Raum der Möglichkeiten
Die neue Junge Kirche in Stuttgart-Ost

26 PROTOKOLLE
Zwischen Gotteslob und Country-Blues
Drei junge Menschen, drei Wege zur Kirchenmusik

30 THEOLOGISCHES HÄPPCHEN
Ein wahrhaft liturgischer Dienst
Ein Gastbeitrag von Nina-Marie Strasser

32 INTERVIEW
Mehr als fromme Phrasen: Popmusik als Glaubensort
Im Gespräch mit Sebastian Heeß

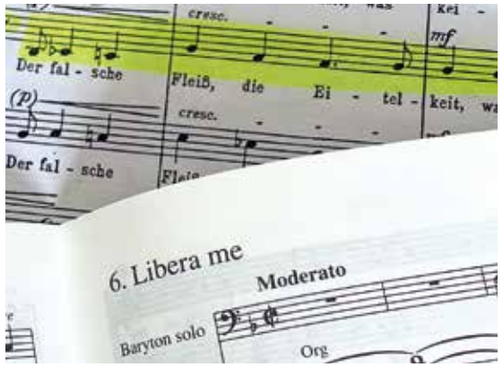
38 SAINTS TODAY
Der Mönch und die Musik
Gregor der Große und die Tugend der Bescheidenheit

40 IMPULS
Die Trauer darf tanzen
Mit Sängerin Rosalia auf ihrer eigenen Beerdigung

43 TERMINE
Diözesanstelle Berufe der Kirche und Päpstliches Werk für geistliche Berufe

IMPRESSUM

Herausgeber: Päpstliches Werk für geistliche Berufe der Diözese Rottenburg-Stuttgart
V. i. S. d. P.: Weihbischof Dr. Gerhard Schneider
Chefredakteurin: Theresa Ludwig
Redaktion: Julia Gaul, Sophia Hose, Gabriel Häußler, Jörg Kohr, Karlina Krause, Dominik Kunek, Felix Maier, Johanna Müller, Isabella Reisch, Valerie Stenzel, Mara Strohm
Redaktionsanschrift und Vertrieb: Päpstliches Werk für geistliche Berufe der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Brunsstraße 19, 72074 Tübingen, berufe-der-kirche@drs.de
https://berufe-der-kirche-drs.de/berufen-magazin
Fotos: Titel: Alexander Krause, S. 6–11: www.art-efact.de; S. 12–17: Valerie Stenzel; S. 18: Heinz Heiss, S. 20: Niklas Heck; S. 22: Julia Gaul; S. 23: Elisabeth Perkovic; S. 24: Marcel Kremer; S. 25: Niklas Heck; S. 26: Ansgar Schwarzer; S. 27: Privat, S. 28: Privat; S. 29: Alexander Krause; S. 32: Jens Nobiling; S. 34–37: Joscha Reuther; S. 38: Wikipedia; S. 40: Isabella Reisch; S. 42: Diözese Rottenburg-Stuttgart/Uwe Renz; S. 43–44: www.stock.adobe.com; S. 45–46: Webvisio
Gestaltung: Bachgasse – Büro für Gestaltung, Tübingen
Druck: Druckerei Deile GmbH, Tübingen
Gedruckt auf umweltschonendem Papier, Tübingen, 2026















Liebe Leserinnen und Leser,

zum dritten Mal in den 15 Jahren, in denen es das Magazin „berufen“ gibt, ist die Kirchenmusik ein Schwerpunktthema. Immer dann, wenn wir von Frauen und Männern berichten, die sich leidenschaftlich der Musik widmen – als Organist, als Chorleiterin, als Studentin der Kirchenmusik, als Sänger im Chor – erhalten wir außergewöhnlich positive, manchmal auch begeisterte Resonanz. Für viele ist die Musik ein wahrer Schatz, der oft genug die Türen zu Fragen des Lebens und des Glaubens öffnet. Was Studien in regelmäßigen Abständen bestätigen, wissen sie aus eigener Erfahrung: Musik und Gesang sind zentrale und unverzichtbare Bestandteile des kirchlichen Lebens.

Unsere Redakteurinnen und Redakteure haben Menschen getroffen, die sich in unserer Diözese in ganz unterschiedlicher Weise mit Musik beschäftigen. Herausgekommen ist eine faszinierende kleine Sammlung von Portraits und Interviews. Beim Lesen dieser Artikel hat mich wieder einmal die Vielfalt der Möglichkeiten beeindruckt, die die Musik im beruflichen Wirken und im Leben der Kirche schaffen kann.

Ich danke Ihnen für Ihre Verbundenheit mit dem Päpstlichen Werk für geistliche Berufe und wünsche Ihnen eine gesegnete Advents- und Weihnachtszeit!

Herzlich,



Weihbischof Dr. Gerhard Schneider,
Leitung Päpstliches Werk für geistliche Berufe

Fotos: www.art-efact.de

Wo Worte für das Göttliche fehlen, kann die Melodie eine Stimme sein

Mit Theresa Schäfer über das Wesen der Kirchenmusik

ZUR PERSON:
Für Theresa Schäfer (37) ist Kirchenmusik ein Weg, alle Generationen miteinander zu verbinden, und umspannt das gesamte Leben: Als Dekanatskirchenmusikerin im Dekanat Hohenlohe engagiert sie sich in Projekten vom Kinderchor bis hin zur Musik für Seniorinnen und Senioren und Demenzerkrankte. Dabei wird Musik für sie auch zu einer Stimme, um von Gott zu erzählen, wenn Worte manchmal fehlen.

Ich stehe gerade auf dem Petersplatz, mitten in Rom, als ich mit Theresa Schäfer telefoniere. Menschen aus aller Welt laufen hier dicht gedrängt an mir vorbei, unterschiedlich in Sprache, Herkunft, Lebensgeschichte und Alter – und doch für einen Moment an einem Ort versammelt. Theresa Schäfer erzählt mir von ihrer Arbeit, ich höre ihr gespannt zu und plötzlich scheint mir dieses Bild hier erstaunlich gut zu ihrem Verständnis von Kirchenmusik zu passen: viele unterschiedliche Stimmen, aber ein gemeinsamer Klang.

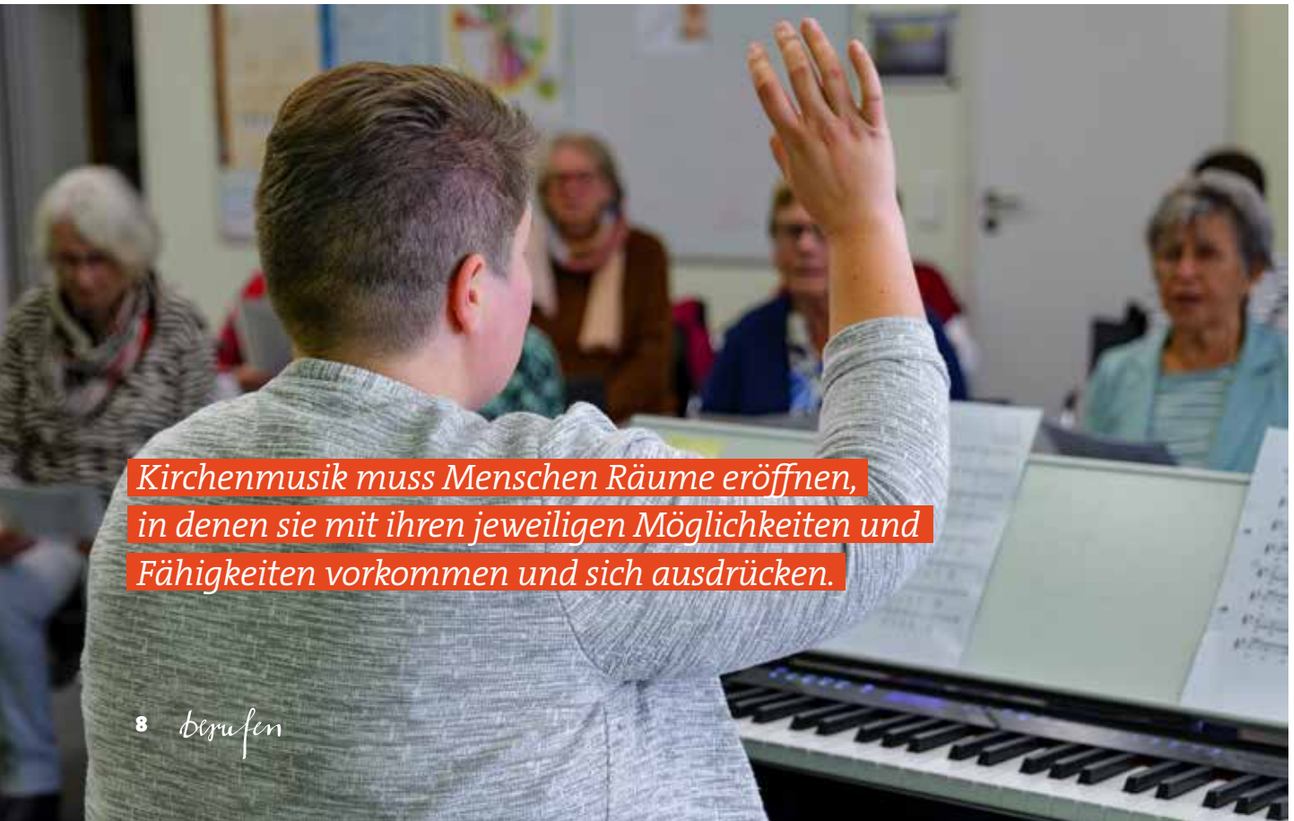
Sie erzählt mir, dass sie seit einigen Jahren Dekanatskirchenmusikerin für das Dekanat Hohenlohe mit Dienstsitz in Künzelsau ist. Dort leitet sie unter anderem den St. Paulus-Chor für Erwachsene und den Singkreis für Seniorinnen und Senioren, verantwortet zwei ökumenische Kinderchöre und einen jungen Frauenchor und ist immer wieder in den unterschiedlichsten kirchenmusikalischen Projekten aktiv.

In den vergangenen Jahren hat sie sich trotz ihres vollen Alltags immer wieder Zeit genommen, um zahlreiche

Fort- und Weiterbildungen zu absolvieren. So hat sie unter anderem sowohl einen Master in Musiktherapie als auch in elementarer Musikpädagogik absolviert. Zudem ist sie seit 2025 anerkannte Musikgeragogin und beschäftigt sich viel mit der Frage, welche Rolle (Kirchen-)Musik auch im Prozess des Älterwerdens spielen kann, wenn vieles nicht mehr so leicht scheint wie früher. Diese Weiterbildungen haben sie sichtlich dafür sensibilisiert, anders mit dem Leben und dem Alter umzugehen und nach immer neuen Chancen statt nach Schwierigkeiten zu suchen. All das versucht sie durch ihre Angebote auch in ihr kirchenmusikalisches Tun und die kirchliche Arbeit mit den Menschen vor Ort zu übersetzen.

So kann es passieren, dass bei ihr über einen einzelnen Tag verteilt eine ganze Familie musikalisch zusammenfindet: Die Großmutter am Nachmittag im Singkreis, ihre Tochter am Abend im St. Paulus-Chor, die Enkelkinder und ihre Freunde am Nachmittag und Vorabend bei den Kinder- oder Jugendchören. Diese generationenverbindende Arbeit, sagt sie, ist „wichtig für unsere Kirchenmusik und zukunftsfördernd, auch für uns als Gesellschaft im Ganzen!“ Es ist ein schönes Bild – und zugleich steckt darin eine Idee, die Theresa Schäfer besonders wichtig scheint: Kirchenmusik muss Menschen nicht in Schubladen sortieren, sondern ihnen Räume eröffnen, in denen sie mit ihren jeweiligen, teils ganz unterschiedlichen Möglichkeiten und Fähigkeiten vorkommen und sich ausdrücken dürfen, besonders auch dann, wenn die Gesellschaft sie ihnen allmählich abzusprechen droht.

„Das Alter muss anders gedacht werden!“, sagt sie mit Nachdruck. Und man hört ihr an, dass dieser Satz für sie keine bloße Theorie ist, sondern etwas, das sie Woche für Woche neu zu verwirklichen versucht: „Wir denken das Alter leider immer oft defizitär!“ Vielleicht könne man mit Senioren kein Brahms-Requiem mehr singen. Aber dann, so findet sie, müsse man eben die Noten umschreiben – oder einfach etwas ganz anderes singen. Aber Lieder und Gründe zum Singen gäbe doch es mehr als genug, egal in welchem Alter!



Kirchenmusik muss Menschen Räume eröffnen, in denen sie mit ihren jeweiligen Möglichkeiten und Fähigkeiten vorkommen und sich ausdrücken.





„Die Menschen sind ja da“, sagt sie. „Wir müssen nur andere Angebote finden, um sie zu erreichen und zu ermöglichen, dass sie dabei sein können.“ Dabei ist ihr vor allem wichtig, dass niemand das Gefühl bekommt, musikalisch etwas beweisen zu müssen. Der Chor ist kein Casting und die Kirchenmusik keine Leistungsschau. „Man darf bei mir auch einfach mal mitschwingen und Teil sein, eine Stimme im großen Ganzen, die nicht perfekt sein muss!“

Und dieses Bild passt auch erstaunlich gut zu ihrer Art, über Kirche zu sprechen. Eine Stimme allein ist vielleicht leise. Manche Stimmen sind kräftiger, andere mit zunehmendem Alter brüchiger. Manche kommen spät hinzu. Manche müssen ihre Tonlage verändern. Aber erst zusammen entsteht etwas, das eine einzelne Stimme allein nie hervorbringen könnte: ein großes Ganzes voller einzelner wunderschöner Facetten.

Und genau deshalb spielen für Schäfer weder Alter noch Konfession eine Rolle. „Bei mir ist jeder willkommen, der einfach Lust hat zu singen“, sagt sie mit einem Lächeln in der Stimme und ich glaube ihr, dass diese Einladung von Herzen kommt. Singen kann so auch zu einer Art gelebter Ökumene werden, ganz praktisch im Hier und Jetzt: Da sitzen Menschen nebeneinander, hören aufeinander, singen gemeinsam und loben Gott zusammen in ihren Liedern.

In diesem Sinne, so Schäfer, kann Kirchenmusik für manche auch ein Ausdruck ihrer Spiritualität sein. „Da, wo Worte für das Göttliche oft fehlen, da kann Musik und Melodie eine Stimme sein.“ Besonders deutlich wird das in der Arbeit mit Menschen, die an Demenz erkrankt sind. Bereits 2024 hatte Schäfer ein musikalisches Angebot für Menschen mit Demenz und ihre Angehörigen gestaltet: Musik sollte einen Zugang zu Menschen schaffen, bei denen andere Formen der Kommunikation schwieriger geworden waren. Aus ihrer Erfahrung heraus weiß sie, dass Worte manchmal verschwinden können, aber Melodien bleiben oft erstaunlich lange im Gedächtnis. Ein Lied, das ein Mensch vor Jahrzehnten gelernt hat, kann plötzlich wieder da sein. Eine Melodie wird erkannt, ein Refrain mitgesungen, vielleicht sogar eine ganze Strophe. Und plötzlich ist Kommunikation möglich, wo eben noch keine Worte waren. Für Schäfer ist das nicht nur ein musiktherapeutisches Phänomen. Darin liegt auch etwas zutiefst Spirituelles: Wenn ein Mensch sich über ein Lied mitteilen kann, wenn er sich erinnert, mitsingt und vielleicht für einen Moment ganz bei sich ist, dann kann Musik zu einer Form von Beziehung werden – zu anderen



Menschen und zu Gott. Auch deshalb richtet sich ihr Blick nicht nur auf die Erkrankten. Die Angehörigen gehören für sie selbstverständlich mit dazu. Sie erleben Demenz ebenfalls – als Partnerin, Partner, Tochter, Sohn, Enkelin oder Enkel. Gemeinsames Singen kann auch ihnen einen Moment schenken, in dem nicht die Krankheit oder das Alter im Mittelpunkt stehen, sondern die Beziehung. In diesem Sinne plant sie bereits ihr nächstes Projekt mit dem Titel „Musik im Ohr“, das Menschen mit Demenz gemeinsam mit ihren Angehörigen zum Singen zusammenbringen soll.

Auf meine Nachfrage, wie ihre Projekte und ihr Engagement bei Kirchenmusikerkollegen ankommt, merke ich ihr an, wie sie vorsichtig nach Worten sucht. Oft werde die musikalische Arbeit mit Kindern sowie Seniorinnen und Senioren in der Kirchenmusik belächelt und unterschätzt. Eine gute Kinderchorprobe zu planen und zu gestalten sei nicht einfach mit dem Satz getan: „Wir singen dann einfach mal ein paar Lieder mit denen“. Denn hinter dem bisschen Singen steckt viel mehr Engagement und Arbeit, als es von außen scheint. „Es beginnt bereits mit den ganz praktischen Fragen: Wie groß müssen die Noten gedruckt sein, damit sie überhaupt alle lesen können? Ein normales Gesangbuch funktioniert für ältere Menschen oft nicht mehr. Wie muss das Licht sein, damit überhaupt alle etwas lesen können? Oder in welcher Tonhöhe kann die Gruppe überhaupt singen?“ Manchmal, sagt sie, muss sie Stücke im Vorfeld sogar ganz neu vertonen, damit die Menschen, mit denen sie an diesem Tag arbeitet, sie überhaupt singen können.

All das erzählt sie nicht mit Bitterkeit oder Enttäuschung, sondern voll Freude über das Ergebnis und ich merke ihr an, dass in dieser Arbeit ihr ganzes Herzblut steckt: „Manchmal kann ich noch regelrechte Lebenswünsche erfüllen, wenn die Leute sagen: Ich wollte schon immer mal Klavier oder Orgel spielen oder ich wollte schon immer mal auf einer Bühne stehen oder dieses oder jenes Lied singen!“ Dabei geht es auch besonders um Wahrnehmung, Empathie und Sensibilität. Und um die Frage: „Was braucht die Person, die gerade vor mir sitzt, um sich mit ihren Fähigkeiten und Gaben einzubringen?“ Das bedeutet nicht nur methodisches, sondern auch didaktisches, pädagogisches und teils auch seelsorgerisches Feingefühl. Und so wird Kirchenmusik auch zu einer Art pastoraler Feinarbeit. Vielleicht ist auch genau das der Punkt, an dem beide viel näher beieinanderliegen, als es auf den ersten Blick scheinen mag: Teilhabe beginnt nicht erst bei großen pastoralen Konzepten. Sie beginnt mit einer gut lesbaren Note. Mit der richtigen Tonhöhe. Mit einem Lied, das jemand kennt. Mit der Entscheidung, nicht zu sagen: „Das geht eben nicht mehr“, sondern zu fragen: „Was braucht es denn, damit es eben doch geht?“ Besonders das Alter darf so auch von den Betroffenen selbst nicht als eine bloße Zeit des voranschreitenden Verfalls gesehen werden, sondern im Gegenteil als eine Zeit des aktiven Gestaltens und Erkennens, was eben doch (noch) alles geht. Sie immer wieder neu daran zu erinnern und sie zu ermutigen ist eine der Hauptaufgaben, die Schäfer in ihrem Dienst täglich und immer wieder neu erfüllt.

Dass diese Haltung Früchte trägt, zeigt ein Projekt, das Schäfer im Frühjahr dieses Jahres auf die Bühne gebracht hat: Ihr eigens geschriebenes und komponiertes Singspiel „Alle Farben dieser Welt“ wurde von den Kinderchören Cantinis und Cantis gemeinsam mit dem Singkreis aufgeführt. Kinder und Senioren standen dabei gemeinsam auf der Bühne und schon der Titel klingt wie ein Programm: Da sind die Kinder mit ihrer Energie, ihrer Unmittelbarkeit, manchmal auch ihrem herrlichen Durcheinander. Da sind ältere Menschen mit ihrer Lebenserfahrung, ihren Erinnerungen und ihren ganz eigenen Stimmen und Tönen. Und dazwischen: Musik. „Die Arbeit mit Jung und Alt braucht einen festen Platz in der Kirchenmusik“, fordert Schäfer. Darin liegt für sie eine großartige Chance: das Alter nicht nur als Defizit zu betrachten, sondern als Gewinn – als Chance und win-win für alle. Kinder erleben ältere Menschen nicht nur als Menschen, die Hilfe brauchen. Ältere Menschen erleben Kinder nicht nur als laute nächste Generation, die kein Interesse mehr an Liedern und Musik hat. Beide werden vielmehr zu Mitwirkenden. Beide tragen etwas bei. Beide werden zu einer Stimme.

Auch wenn deutlich wird, dass die Arbeit mit den verschiedensten Altersgruppen auch immer wieder neu herausfordert, spüre ich in diesem Telefonat doch immer wieder ihre Begeisterung – für die Musik, aber auch für die Menschen!

Diese Neugier und dieser Mut passen zu ihr. Sie scheint Menschen und Möglichkeiten nicht vorschnell abzuschreiben. Lieber probiert sie etwas aus. Lieber fragt sie nicht erst, ob etwas noch geht, sondern, wie es gehen kann. Vielleicht ist genau das ihre große Stärke als Kirchenmusikerin: Sie denkt von den Menschen her.

Als ich sie am Ende unseres Gesprächs frage, mit welchem Bild sie „Kirchenmusik“ für sich selbst beschreiben würde, passt für mich ihre Antwort sehr gut zu dem, was ich aus unserem Telefonat mitnehmen durfte: „Vielleicht wäre das stärkste Bild für mich: Kirchenmusik als Brücke. Eine Brücke von Mensch zu Mensch, aber auch zwischen Menschen und Gott, zwischen Wort und Gefühl, zwischen persönlicher Erfahrung und gemeinschaftlichem Glauben – und manchmal auch zwischen dem, was ein Mensch eben gerade Schweres erlebt, und der Hoffnung, die der Glaube ihm zuspricht.“

WEITERE INFOS:
www.seelsorgeeinheit-kuenzelsau.de/choere
theresa.schaefer@drs.de
Mobil: 0152 / 56100127



TEXT DOMINIK KUNEK (28)

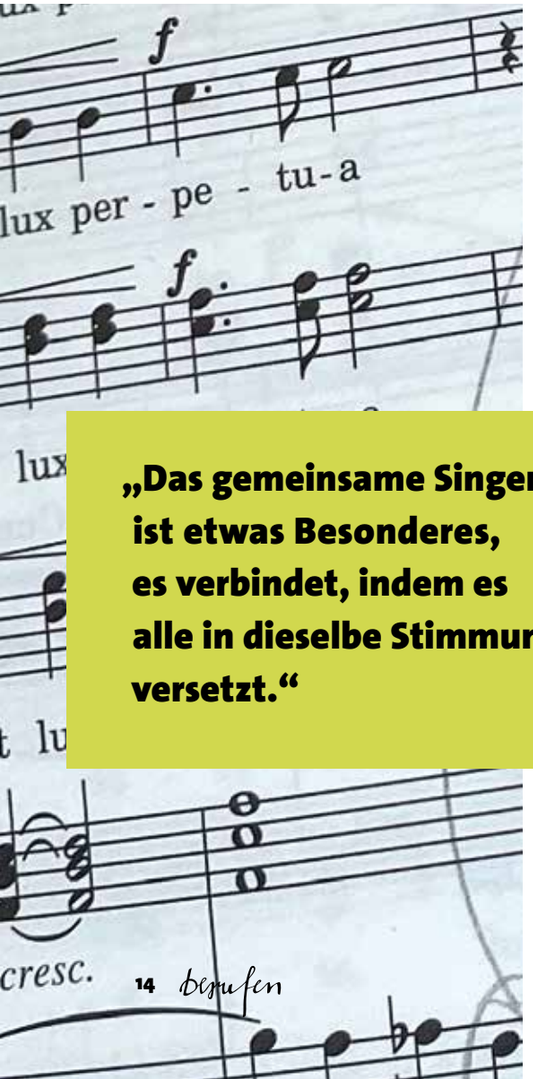
DEN GLAUBEN ZUM KLINGEN BRINGEN

Meine Erfahrung als Chorsängerin



TEXT VALERIE STENZEL (26)

Wann haben Sie das letzte Mal gemeinsam mit anderen gesungen? Wahrscheinlich ist es wie bei mir in einem Gottesdienst gewesen, denn im Alltag kommt es nur selten vor, dass man gemeinsam ein Lied anstimmt. Mir fallen da Klassenfahrten, Geburtstags- oder Weihnachtsfeiern, Bierzelte und Fußballstadien ein, aber auch das sind Ereignisse, die nicht alltäglich sind. Schade, denn das gemeinsame Singen ist etwas Besonderes, es verbindet, indem es alle in dieselbe Stimmung versetzt, sei es ausgelassene Fröhlichkeit oder besinnliche Weihnachtswohligkeit. Momentan singe ich im KHG-Chor in Tübingen und wenn in den Semesterferien nicht geprobt wird, merke ich, wie ich auf Sing-Entzug bin. Dann gehe ich besonders gerne in Gottesdienste, um mit anderen zu singen und so meine Stimmung zu heben. Für mich ist das Singen schon immer eng mit Glauben und Kirche verbunden, denn noch vor meiner Einschulung habe ich im Kinderchor unserer Kirchengemeinde angefangen zu singen. Ein Großteil meiner kirchlichen Sozialisation und der Grundlegung von Glaubensüberzeugungen hat im Chor stattgefunden, und zwar über Liedtexte und das Verfolgen von Gottesdiensten von der Orgelempore aus. Die Musik und die Texte waren mein Zugang zum Glauben, dabei habe ich etwas gefühlt.



„Das gemeinsame Singen ist etwas Besonderes, es verbindet, indem es alle in dieselbe Stimmung versetzt.“

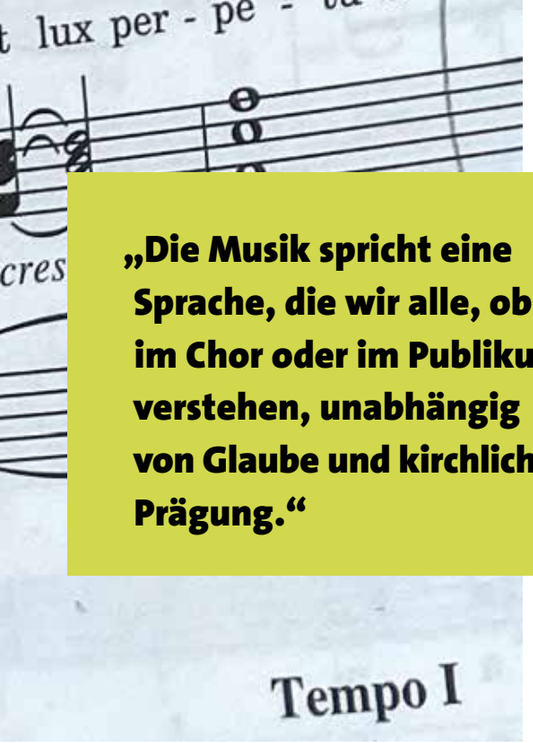
Auch heute noch ist für mich die Musik und vor allem das gemeinsame Singen im Gottesdienst und in Konzerten der direkteste Draht „nach oben“ und „nach innen“, meine bevorzugte Art, Spiritualität zu leben und zu erfahren. Als Theologin und eher „verkopfte“ Person, fällt es mir oft schwer, mich emotional und spirituell auf Gottesdienste einzulassen, sodass sie mich persönlich angehen könnten. Viel leichter fällt mir ein analytischer Blick auf Bibeltexte, Gottesdienstgestaltung, implizite systematisch-theologische Annahmen etc. Doch zum Glück bleibt es nicht dabei, denn die Musik ist für mich der perfekte Schlüssel, um mich mit den tieferen, persönlichen Gedanken und Gefühlen zu verbinden und diese im Gesang vor Gott zu bringen. Mit Grausen erinnere ich mich an so manchen Corona-Gottesdienst, bei dem es keinen Gemeindegesang gab. Das war Spiritualität mit angezogener Handbremse und nur schwer auszuhalten. Dasselbe halte ich von gewissen Online-Gottesdienst-Formaten. Wo das gemeinsame Singen wegfällt, wird auch das gemeinsame Beten erschwert und letztlich verhallt die Stimme bloß im eigenen Zimmer. Nur wenn sich viele Stimmen aufeinander einschwingen, sodass der Klang körperlich spürbar wird, dann bete



ich mit allem, was ich bin. Füße fest auf dem Boden, der Kopf aufrecht, der Atem gestützt vom Zwerchfell. Ich höre auf die anderen, kanalisiere die passende Emotion, lege sie in meine Stimme und lasse die Luft erzittern. Da, wo vorher nichts war, nur ein leerer Zwischenraum, da ist jetzt Klang.

Doch allzu oft werfen mir die Texte von Kirchenliedern, Oratorien … beim Beten einen Stein vor die Füße, sodass sich die kritische Theologin lautstark protestierend in meinem Kopf zu Wort melden muss. Gottesbilder, die mit schwarzer Pädagogik durchsetzt sind, verzerrende, verfälschende und christlich verzweckte „Adaptionen“ von Psalmtexten in Hymnen, Bezugnahmen auf das Alte Testament und das Judentum, die immer noch in einer Überbietungs- und Ersetzungslogik verhaftet sind, die Abwertung von „Ungläubigen“ und so weiter. Ab und zu schweift mein Blick auf die nächste Strophe oder die nächste Liedzeile und ich bringe sie nicht über die Lippen. Besonders im Chor, wo regelmäßig Werke im Originaltext aus anderen Jahrhunderten aufgeführt werden, frage ich mich oft, ob man so etwas noch unkommentiert aufführen kann. Dabei handelt es sich meist um Texte, die auf biblischen Geschichten beruhen, wie zum Beispiel die Passionen, der Elias, der Messias …, die Bibelstellen zitieren, aber ebenso mit ausdeutenden Textpassagen gespickt sind, deren Inhalt teils problematisch ist.

„Allzu oft werfen mir die Texte von Kirchenliedern, Oratorien … beim Beten einen Stein vor die Füße.“



„Die Musik spricht eine Sprache, die wir alle, ob im Chor oder im Publikum, verstehen, unabhängig von Glaube und kirchlicher Prägung.“

Ich frage mich, wie viele Menschen in unserer Gesellschaft ausschließlich oder zumindest größtenteils über sakrale Musik mit liturgischen und biblischen Inhalten in Berührung kommen. Und dann frage ich mich weiter, was das für ein Bild von Kirche und Glaube vermittelt. Ich vermute, dass die meisten, die die biblischen Geschichten nicht kennen und auch mit dem liturgischen Sprech nicht vertraut sind, vor allem auf die Musik achten und die Texte irritiert bis gleichgültig ignorieren. In den Chorproben fällt mir auf, dass die biblischen Bilder und Geschichten häufig für Belustigung sorgen. Wer mag nicht schmunzeln bei den Metaphern des Hohelieds, das wir in Lechners Vertonung gesungen haben: „deine Augen sind wie Taubenaugen“, „deine Brüste sind lieblicher als Wein“? Und hat bei Mendelssohns Elias der Wettkampf zwischen Elias und den Baalspriestern, wessen Gott das Feuer entflammen lässt, nicht etwas von einer episch inszenierten, aber letztlich kindischen Sandkastenstreiterei? Als Theologin würde ich gerne sofort den historischen Kontext erklären, kritisch einordnen …, aber eine Chorprobe ist nicht der Ort dafür. Aus solchen Textstellen ziehe auch ich spirituell kaum etwas für mich heraus.

Doch wenn wir ein Semester lang immer wieder an einzelnen Passagen feilen und dabei den Text genauestens beachten – schwäbische Vokalfärbungen sind strengstens verboten –, dann gewinnen selbst nebensächliche Stellen für mich an Bedeutung, Ich verbinde sie mit Erinnerungen, Gefühlen und Fragen, die ich mir stelle. Beispielsweise lässt mich die Stelle „Der falsche Fleiß, die Eitelkeit, was keinen mag erlaben …“ aus Hugo Wolfs „Einkehr“ darüber reflektieren, wie oft ich Zeit und Energie in Dinge investiere, die für niemanden einen nennenswerten Mehrwert haben. Mache ich das also nur für mich? Ist das Eitelkeit? Dieses Wintersemester singen wir unter anderem das Fauré-Requiem und da meine Oma dieses Jahr verstorben ist, singe ich sehr viel davon in Erinnerung an sie: „Requiem aeternam dona eis Domine et lux perpetua luceat eis.“ – „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen.“

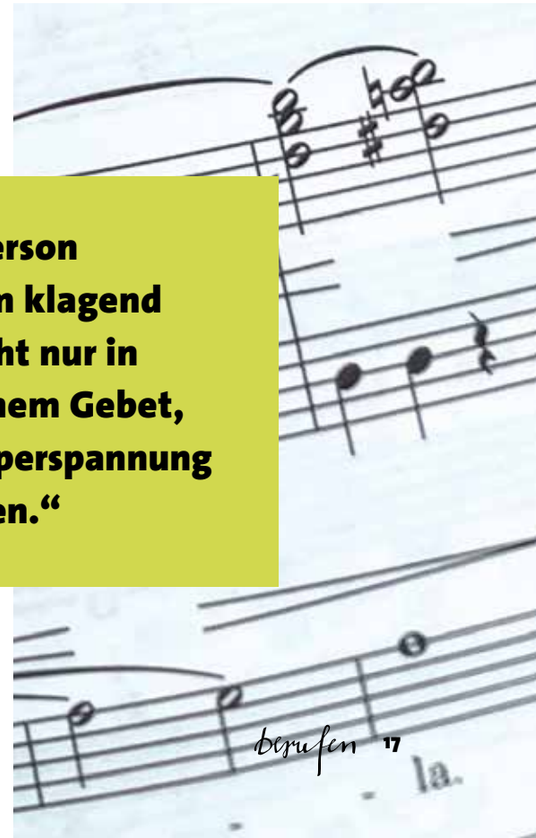
Auch wenn wir als Chor Werke aufführen, deren biblische und liturgische Bilderwelt vielen fremd ist, dann spricht die Musik eine Sprache, die wir alle, ob im Chor oder im Publikum, verstehen, unabhängig von Glaube und kirchlicher Prägung. In unserem letzten Konzert „Die Nacht ist kommen“ haben wir beispielsweise Chorstücke der Spät- und Hochromantik gesungen und in Mendelssohns „Warum ist das Licht gegeben den Mühseligen?“ beginnt der Chor geschlossen mit einem lauten „Warum“, das wie eine Tsunamiwelle über das Publikum rollt. Darauf folgt eine Stille, die das „Warum“ im Kirchraum nachhallen lässt – unbeantwortet. Dann ein zweites, leises, verzagtes „Warum“, und die Melodie setzt ein. In dem kleinen Projekt-Konzert unter dem Motto „Krieg und Frieden“ haben wir von Mauersberger

„Wie liegt die Stadt so wüst“ aufgeführt, ein Werk, entstanden unter dem Eindruck des zerbombten Dresdens, dessen Text auf Passagen des Klagelieds beruht. Auch hier hat das Lied seinen dramatischen Höhepunkt in einem „Warum?!“ – „warum willst du unser so gar vergessen und uns lebenslang so gar verlassen!“ (Klgl 5,20). Als ich das als Jugendliche zum ersten Mal gehört habe, hatte ich von der Kopfhaut bis zu den Beinen Gänsehaut. Man muss nicht Theologie studiert haben, um darin die Theodizeefrage zu erkennen. Man muss nicht gläubig sein, um angesichts des Leids in der Welt ganz existenziell nach dem Warum zu fragen. Und es tut mir als einer gläubigen Person auch mal gut, Gott dieses Warum klagend entgegenwerfen zu können. Nicht gerade schreiend, das würde den Chorklang zerstören, aber doch mit all der Empörung, dem Schmerz und der Sehnsucht nach einer Antwort. Nicht nur in Gedanken und stillem persönlichem Gebet, sondern laut, mit maximaler Körperspannung und zusammen mit vielen anderen.





„Es tut mir als einer gläubigen Person auch mal gut, Gott dieses Warum klagend entgegenwerfen zu können. Nicht nur in Gedanken und stillem persönlichem Gebet, sondern laut, mit maximaler Körperspannung und zusammen mit vielen anderen.“



7 FRAGEN AN …

Msgr. Dr. Christian Hermes, Stadtdekan von Stuttgart



ZUR PERSON

Monsignore Dr. theol. Christian Hermes (*1970 in Baden-Baden) ist Stadtdekan von Stuttgart, Dompfarrer der Konkathedrale St. Eberhard und Leitender Pfarrer in Stuttgart-Mitte und Stuttgart-Süd. Er studierte Theologie und Philosophie in Tübingen und Paris und wurde 2003 zum Priester geweiht. 2008 promovierte er über das Staatskirchenvertragsrecht in Deutschland. Nach Tätigkeiten als Wissenschaftlicher Assistent und Bischofsreferent war er ab 2007 Pfarrer in Stuttgart. 2019 bis 2023 war er Delegierter beim „Synodalen Weg“, 2011 wurde er zum Stadtdekan gewählt und 2018 sowie 2025 im Amt bestätigt.

1. Was stellen Sie sich unter „Berufung“ vor?

Die Erfahrung: Das ist es! Das ist meine Sache! Ich muss das machen und sein – das ist Berufung. Es freut mich jedes Mal, wenn ich bei Menschen eine solche Stimmigkeit erlebe, wo Talent, Persönlichkeit, Neigung, Sozialisation und Kontext „passen“. Das ist nicht nur bei geistlichen, sondern allen Berufen ein Geschenk des Geistes.

2. Worin kann Kirche in der Großstadt eine Wegweiserin sein?

Unser Claim in Stuttgart heißt: Wir sind Kirche in der Stadt und für alle Menschen dieser Stadt! Wir sind also mit den Menschen in der Großstadt auf den manchmal komplizierten Pfaden ihres Lebens unterwegs. Kirche ist nicht der Wegweiser, sondern eine Gemeinschaft, die darauf vertrauen darf, dass der Weg selbst in Person mitgeht: Jesus Christus, Weg, Wahrheit und Leben.

3. Der für Sie spannendste Ort in Stuttgart?

Es gibt eine Menge spannender, weil herausfordernder und auch über Leben und Lebensqualität entscheidender Orte: die Werke der Automobil- und Zulieferindustrien, wo es um zigtausende Existenzen geht. Der unendliche Bahnhof S 21. Die nicht mehr so attraktive Innenstadt. Kirchlich sind st. maria als, station s, das Hospiz und Trauerzentrum oder die Junge Kirche St. Nikolaus für mich spannende Orte, aber auch die Gemeinden, die im Prozess „Kirche der Zukunft“ neue Wege suchen und finden müssen.

4. Was ist für Sie das drängendste theologische Problem unserer Zeit?

Die religionskritische Frage der Relevanz Gottes im Sinn echter Transzendenz und im Sinn unserer jüdisch-christlichen Tradition in einer globalen kulturellen Entwicklung galoppierender Säkularisierung, die einerseits neue Idole (von Nation bis KI) auf die Altäre hebt oder andererseits Aufklärung und Moderne in einem postmodernen salto mortale rückwärts überspringt, als Folklore oder reaktionäre Ideologie. Wo alle gar nichts oder alles Mögliche glauben, kommt die Stunde der fides quaerens intellectum!

5. Was wünschen Sie sich für die Kirche in den nächsten Jahren und Jahrzehnten?

Dass sie nicht ausweicht oder sich versteckt, sondern in glaubwürdiger Zeitgenossenschaft ihre immer starke und aktuelle Botschaft bezeugt. Dass sie die Gerechtigkeits- und Glaubwürdigkeitsprobleme in sich selbst angeht: von Missbrauch und Machtstrukturen bis Geschlechtergerechtigkeit und Beziehungsmoral. Und dass sie geistlich und geistig stark genug ist, einen erwachsenen Glauben zu vertreten und nicht in die Falle der Regression und der ideologischen Abschließung zu laufen.

6. Was macht Ihnen Angst?

Dass genau dies geschieht. Dass das Vorurteil sich festsetzt, Religion sei nur etwas für Menschen, die nicht ganz auf der Höhe sind, und dass angesichts dessen Verantwortliche in der Kirche sagen: Konzentrieren wir uns auf die, die uns treu sind und keine dummen Fragen stellen, die sogenannten „einfachen“ Gläubigen, und geben ihnen, was sie wollen – was dann wieder in einem Teufelskreis die genannten Vorurteile verstärkt. Kirche als selbstimmunisierter Club der Realitätsflüchtigen, da bin ich nicht mehr dabei.

Und natürlich mache ich mir Sorgen, was und wieviel in den harten Transformationsprozessen, vor denen wir stehen, kaputt gehen wird, ob Neues gefunden wird und trägt, wie Menschen mitgehen oder nicht, sei es in der kirchlichen Entwicklung, aber auch in Gesellschaft und Politik. Die nächsten Jahre werden kein Spaziergang.

7. Zum Schluss: Worüber können Sie herzhaft lachen?

Loriot oder englische Klassiker wie Monty Python gehen immer. Ich kann mich sehr an Situationskomik und Absurdität erfreuen, auch und mit reichlichem und dankbarem Material im kirchlichen Kontext. Übrigens wird es auch sehr geschätzt, wenn wir Kirchenleute – ob in Predigt oder Leitung – die Dinge nicht immerzu mit betroffener Ernstigkeit angehen, sondern mit Humor. Ohne Humor wird der Glaube ja zum Trauerspiel.



TEXT FELIX MAIER (27)



Ein Raum der Möglichkeiten

Die neue Junge Kirche in Stuttgart-Ost

Als ich an einem heißen Julitag auf den Kirchplatz von Sankt Nikolaus in Stuttgart-Ost trete, sehe ich dort erst einmal nur eine Handvoll Handwerker. Ihre Wagen stehen verteilt auf dem gesamten Platz. Erst auf den zweiten Blick entdecke ich auch Maximilian Magiera, seit 2022 Jugendseelsorger des Stadtdekanats Stuttgart. Er wird mich heute durch die Baustelle führen. Denn die Kirche Sankt Nikolaus ist mitten im Umbau zur Jungen Kirche.

Von außen ist davon zunächst wenig zu sehen. Wer jedoch durch das Portal tritt, steht mitten in der Baustelle. Der Fußboden ist bereits erneuert worden, die Wände sind frisch gestrichen. Nur die Baufolie über dem neuen Boden verrät, dass hier noch längst nicht alles fertig ist. Die Decke ist hoch und holzvertäfelt, die weißen Wände werden von gleichmäßigen Spitzbögen durchbrochen. „Was das jetzt schon für eine Wirkung hat“, denke ich.

Die Idee für ein Jugendpastorales Zentrum im Stadtdekanat Stuttgart ist nicht neu. Seit Anfang der 2010er Jahre wird bereits darüber nachgedacht. Die Wahl fiel auf Sankt Nikolaus und 2018 konnte die Planung konkreter werden. In der Kirche wurde ein Denklabor eingerichtet: der „weiße Raum“. Ein Raum zum Ausprobieren und Umgestalten. Die Architekten Aron Werbick und Gerald Klahr von Prinzmetal begleiten das Projekt von Anfang an. Im Sommer 2024 begann schließlich der finale Umbau. Sechs Jahre nach den ersten Überlegungen wird aus den vielen Ideen langsam ein realer Raum.

Maximilian Magiera ist seit vier Jahren in den Prozess mit eingebunden. Er erzählt im Gespräch: „Es waren nicht nur Kirchenmitglieder, sondern auch Menschen aus dem Stadtteil, jung wie alt, beteiligt.“ In dieser Zeit wurde Vieles ausprobiert und so manche Idee auch wieder verworfen. Denn ein solcher Umbau verändert nicht nur Wände und Gegenstände, sondern auch Erinnerungen. Für das eine oder andere Gemeindemitglied bedeutet das der Abschied von Dingen, die sie über Jahre hinweg begleitet und geprägt haben.

Ein solcher Umbau verändert nicht nur Wände und Gegenstände, sondern auch Erinnerungen.

Das gilt etwa für das Kreuz. Das neue soll an sieben verschiedenen Stellen in der Kirche aufgestellt werden können, um so der jeweiligen Feier möglichst viel Gestaltungsfreiraum zu geben. Vieles, was mir Maximilian Magiera in der nächsten Stunde erzählen wird, muss ich mir noch vorstellen. An der einen oder anderen Stelle kann ich jedoch bereits eine Neuerung bewundern. Denn eines stand für alle Beteiligten immer im Vordergrund: Der Raum soll multifunktional sein.

„Ich sag immer: vom Kirchraum zum Möglichkeitsraum“. Der Jugendseelsorger zeigt auf die beiden Seitenschiffe. Das linke Seitenschiff soll die ruhige, kontemplative Seite werden. Im hinteren Bereich entsteht eine kleine Kapelle, dazu kommen verschiedene Gebetsstationen und Orte der Einkehr. Mal sollen sie zum persönlichen Schreiben einladen, mal zum gemeinschaftlichen Gebet. Verschiedene Elemente schmücken schon jetzt den Raum. Das Quadrat, gestrichen im Unendlichkeitsblau, sticht mir sofort ins Auge. Es zieht mich magisch an, meine Gedanken verlieren sich darin. Später soll hier auch ein Buch für Gebetsanliegen ausliegen. Im Bereich des gemeinschaftlichen Gebets soll ein Gong dazu





einladen, Andachten in kleinerer Gemeinschaft zu feiern. Vorne im linken Seitenschiff soll ein Seitenaltar zur Marienverehrung dienen.

Das rechte Seitenschiff bekommt dagegen einen ganz anderen Charakter: Hier soll Aktivität möglich sein. Mit einer Wasserquelle, die zum Essen und Trinken einlädt und Tischen, die sich an der Wand im Raum aufstellen lassen. Das Seitenschiff bietet Platz für Workshops, Vorführungen und Projektionen. Zwischen den Bögen können Vorhänge angebracht werden und so einzelne Bereiche voneinander abgrenzen.

Im Altarraum soll Flexibilität möglich sein. Eine größere Veränderung ist dafür nicht vorgesehen. Der Altar wurde bereits etwas nach hinten versetzt, sodass auch dort Platz für kleinere Andachten ist. Der Tabernakel gilt als Relikt aus der Erbauungszeit der ersten Kirche von 1895. Der Innentresor überstand den Zweiten Weltkrieg und bekommt nun eine neue „Hülle“. Magiera hat meine Vorstellungskraft angeregt, mir schwirren die Gedanken, aber ich bin gespannt, wie der Raum wirken wird, wenn ich zur Einweihung wieder kommen werde.

Zwei Monate später ist es so weit und ich bin wieder vor Ort. Ich laufe über den Kirchplatz und auf das offene Portal zu. Die Sommerhitze ist vorbei, der Platz voller Menschen. Viele gehen direkt in die Kirche, einige sind fleißig am Aufbauen für die Feierlichkeiten danach, andere begrüßen bekannte Gesichter. Die Vorfreude aller Anwesenden ist deutlich spürbar. Aus dem Innern der Kirche klingen die Stimmen des Chores, der noch probt. „Unter solchen Voraussetzungen“, denke ich, „kann das ja nur ein gutes Fest geben.“

Beim letzten Mal waren hier vor allem Handwerker unterwegs, heute sind es Menschen jeden Alters

und jeder Herkunft. Die Baustelle ist verschwunden. Was bisher nur auf Plänen und in der eigenen Vorstellungskraft existierte, soll heute zum ersten Mal zeigen, was es alles kann.

Gespannt betrete ich die Kirche. Die Sonne fällt durch die Glasfenster und schenkt dem Raum ein besonderes Licht. Die verstellbaren Bänke sind schon gut gefüllt, zusätzliche Stühle stehen bereits bereit. Aber auch das reicht nicht aus. Am Ende werden sogar die Bierbänke von draußen hereingeholt. Die Kirche ist so voll, dass Besucher hinten und in den Seitenschiffen stehen. Ich entdecke viele Kinder und junge Menschen unter ihnen.

Die Messe beginnt mit einem großen Einzug durch den Mittelgang. Ich zähle über 30 Ministrantinnen und Ministranten. Was für ein Anblick! Bischof Klaus Krämer zelebriert mit den weit über 400 Menschen. Es sind so viele Menschen da, dass die Hostien nicht für alle reichen, aber das scheint keinem etwas auszumachen.

Menschen verschiedener Nationen feiern zusammen: Die Fürbitten werden auf Italienisch, Kroatisch, Französisch, Kinyarwanda, Malayalam und Deutsch gelesen. Jung und Alt singen und feiern gemeinsam. Der Start für eine lebendige Junge Kirche ist gesetzt.

Der Start für eine lebendige Junge Kirche ist gesetzt.

Nach der Messe empfängt uns draußen schönstes Spätsommerwetter. Überall wo ich hinschaue, unterhalten sich die Menschen, lachen, essen und trinken miteinander. Viele Familien sind heute da, sitzen gemeinsam an den Bierbänken. Vom Spielplatz sowie der Hüpfburg und dem extragroßen







Tischkicker schallen die Rufe von Kindern. Junge Menschen aus verschiedenen Gemeinden kommen ins Gespräch. Dazwischen sitzen auch ältere Menschen, an den Tischen der Jüngeren oder unter sich. Jede und jeder findet einen Platz.

Man hat gemerkt, wie viele Menschen, wie viele junge Menschen es gibt, die sich nach einer jungen Kirche sehnen und Lust haben sich da einzubringen.

Ich gehe durch die Menge und höre verschiedene Stimmen, verschiedene Sprachen, immer wieder mischt sich Lachen darunter, das ist ansteckend. Dann komme ich mit einem französischen Paar ins Gespräch. Pierre-Louis und Sophie, aus der französischen Gemeinde in Stuttgart-Heumaden, leben seit zweieinhalb Jahren in Stuttgart und feiern heute mit ihren zwei Kindern. Sie freuen sich über ein aktives Gemeindeleben, das zum Austausch einlädt und Begegnungen ermöglicht.

Später laufe ich Nadine Maier, Diözesanjugendseelsorgerin des BDKJ, und Kerstin Schelkle, Dekanatsjugendseelsorgerin und Bereichsleitung Spiritualität und Seelsorge, über den Weg. Beide freuen sich, dass die Jugend jetzt einen offenen Platz in Stuttgart gefunden hat. „Der Raum soll genutzt werden, um mutig auszuprobieren und verschiedene Menschen mit ihren Ideen vorkommen zu lassen“, wünscht sich Nadine Maier. Kerstin Schelkle schließt sich dem an und ergänzt: „Ich würde mir wünschen, dass es ein gutes Miteinander mit allen Menschen gibt, die die Kirche nutzen. Dass es eine große Offenheit für die unterschiedlichen Gruppen gibt, dass sich das Miteinander gegenseitig bereichert.“

Maximilian Magiera begegnet mir heute überall und nirgends. Er kennt gefühlt jeden und alle und hat immer ein offenes Ohr. Als ich ihn später kurz sitzend antreffe, sieht er zufrieden, aber auch ein bisschen müde aus. „Meine Mutter hat mir gerade mal was zu Essen und zu Trinken gebracht, damit ich nicht umfalle“, scherzt er.

Pause ist wichtig, denn das Programm des heutigen Festtages reicht noch bis in die Abendstunden: verschiedene Workshops, kleinere und größere Konzerte, Angebote zum Mitmachen und zum Zuhören. Und am Abend wartet noch ein Höhepunkt: der Junge Gottesdienst.

Die Stimmung während des Jungen Gottesdienstes ist eine ganz andere als am Morgen bei der feierlichen Einweihungsmesse. Lichtinstallationen verändern den Raum, machen ihn besonders einladend. Farben, Schatten und Bewegung zeigen, was in diesem neuen Kirchraum alles möglich ist und wie viele Menschen tatsächlich auch Interesse an einem solchen Ort haben. „Man hat gemerkt, wie viele Menschen, wie viele junge Menschen es gibt, die sich nach einer jungen Kirche sehnen und Lust haben sich da einzubringen“, Magiera ist nicht der Einzige, dem das hier heute aufgefallen ist.

Aus der Baustelle ist ein Kirchraum geworden, aus dem Kirchraum ein Möglichkeitsraum.

Das Fest neigt sich dem Ende und eines wird ganz deutlich klar: Die Menschen, die diesen neuen Raum nutzen wollen, sind da. Sie sind jung und alt, haben kreative Ideen, sind offen für Veränderungen, möchten mitgestalten und sich von traditionellen Konventionen lösen. Sie wollen junges Leben hier möglich machen, den Raum gestalten, für Jugendgruppen, Kunst- und Kulturprojekte, internationale Treffen, Verbände und Chöre. Aus der Baustelle ist ein Kirchraum geworden, aus dem Kirchraum ein Möglichkeitsraum. Maximilian Magiera ist zufrieden und bereit, den Raum mit Leben zu füllen: „Es soll über das Katholische hinausgehen. Das heißt, einfach ein Ort sein, wo sich wirklich alle Menschen wohlfühlen, aus der Stadt, aus dem Gebiet Stuttgart-Ost, von klein bis groß und jung bis alt“.



ZUR PERSON:
Maximilian Magiera ist seit 2022 im Stadtdekanat Stuttgart in den Bereichen Spiritualität und Seelsorge für junge Menschen tätig und so auch im Prozess zur Umgestaltung von Sankt Nikolaus in eine Junge Kirche.

Alle Infos auf:
www.sankt-nikolaus-stuttgart.de



TEXT JULIA GAUL (27)



Zwischen Gotteslob und Country-Blues

Drei junge Menschen, drei Wege zur Kirchenmusik

Eine Studentin, die konfessionelle Grenzen überwindet. Ein 13-Jähriger, der fast jedes Wochenende orgelnd durch zwei Diözesen reist. Eine Absolventin, die vom Country-Blues zur Kirchenmusik fand. Drei junge Menschen erzählen, wie sie zur Kirchenmusik gekommen sind und was sie motiviert und inspiriert.




PROTOKOLLE KARLINA KRAUSE (21) UND JOHANNA MÜLLER (23)

***Magdalena Huber** studiert klassische Kirchenmusik im Masterstudiengang an der Hochschule für Musik in Trossingen. Zuvor hat die 24-Jährige ihren Bachelorabschluss an der Hochschule für Kirchenmusik der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Rottenburg gemacht. Die junge Kirchenmusikerin lebt zurzeit in Balgheim (Landkreis Tuttlingen) und leitet den Stiftschor Heilig Kreuz in Horb am Neckar.*



„Musik überwindet problemlos die konfessionellen Grenzen.“

Noch kurz vor meinem Abitur war ich mir gar nicht so sicher, ob ich hauptberuflich Musikerin werden möchte. Dabei hatte ich schon mit zwölf Jahren das erste Mal Kontakt mit einer Orgel. Damals durfte ich im Rahmen eines Kinderorgeltages ausprobieren, mein Lieblings-Klavierstück an der Orgel zu spielen. Von Liebe auf den ersten Blick kann man hier ehrlich gesagt noch nicht sprechen. Die Orgel hat mich zu diesem Zeitpunkt noch nicht so sehr angesprochen, dass ich es lernen wollte.

Meine Klavierlehrerin hat, bevor sie Klavier studiert hat, Kirchenmusik studiert. Sie hat mich auf das Orgelspielen aufmerksam gemacht. So habe ich dann, als ich fünfzehn war, tatsächlich auch angefangen, Orgelunterricht zu nehmen. Bereits mit sechzehn Jahren habe ich dann regelmäßig Gottesdienste gespielt, da die Organistin in unserer Gemeinde aufgehört hat. Zwei Jahre später habe ich ihre Stelle schließlich ganz übernommen.

Der Auslöser für meine Studienentscheidung war ein Adventskonzert von Musikstudierenden der Hochschule in Trossingen in der Kirche Mariä Himmelfahrt in Seitingen-Oberflacht, meiner früheren Heimatgemeinde. Da hatte ich einen richtigen Aha-Moment. Ich dachte: Wenn ich jetzt nicht mit Musik weitermache, dann war alles umsonst, was ich bisher aufgebaut habe. Ich habe gesehen, wie viel Spaß diese jungen Leute hatten, weil sie Musik gemacht haben.

Nach dem Abitur nahm ich zunächst am einjährigen internen C-Kurs in Rottenburg teil, um eine bessere Vorstellung davon zu bekommen, was mich im Studium erwarten würde. Die familiäre Atmosphäre an der Hochschule in Rottenburg hat mir so gut gefallen, dass ich mich dazu entschlossen habe, hier mein Studium zu beginnen. So bin ich an der katholischen Kirchenmusikhochschule gelandet, obwohl ich evangelisch bin. Erste Berührungspunkte mit katholischen Gottesdiensten hatte ich aber bereits im Frühjahr 2020. Ich habe mich damals dem katholischen Kirchenchor in Seitingen-Oberflacht angeschlossen und habe den Chor in manchen Gottesdiensten begleitet.

In meinem Studium habe ich gemerkt, dass es mir unheimlich viel Spaß macht, in kleineren Ensembles zu singen. Besonders ist es, wenn das Musizieren sogar ganz ohne Dirigenten funktioniert. Das hat eine ganz eigene Dynamik und Wirkung. Mein eigener Chor in Horb macht mir viel Freude und ist mir sehr ans Herz gewachsen.

Neben allem Musikalischen hat mich mein Studium vor allem auch sehr ökumenisch geprägt. Mir ist aufgefallen, wie wichtig eine gute christliche Zusammenarbeit ist. Die Musik überwindet dabei problemlos die konfessionellen Grenzen. Diese Erfahrung schätze ich sehr.



„Musik kann dich berühren, dir Raum und Zeit geben.“

***Elli Mergenthaler** ist erst die dritte Absolventin im Bachelorstudiengang Evangelische Popular-Kirchenmusik. Die 27-Jährige kommt aus Großbottwar und studierte an der Kirchenmusikhochschule in Tübingen. Zuletzt hat sie ein einjähriges Praktikum in der württembergischen Landeskirche absolviert, das Voraussetzung für die Anstellung als hauptamtliche Kirchenmusikerin ist.*

Am wohlsten fühle ich mich, wenn ich selbst Musik machen kann und gemeinsam mit anderen Menschen kreativ arbeiten darf. In meinem Auslandssemester in Oslo habe ich zum Beispiel mit dem Songwriting angefangen und konnte mich da viel ausprobieren. Da habe ich Musik nochmal ganz neu für mich entdeckt. Ich höre gerne Jazz-/Pop-Singer-Songwriter. Oder Folk und Country Blues. Beim Country-Blues, den Anfängen vom Blues, kann man sich so richtig vorstellen, wie Menschen mit einer Gitarre dasitzen und einfach das raussingen, was sie fühlen. Das fasziniert mich auf eine Art – dieses Authentische und Ehrliche. Musik passiert auf einer Bedeutungsebene, die kann man mit Worten gar nicht erklären. Sie kann dich berühren, dir Raum und Zeit geben. Liturgische Gesänge faszinieren mich auch. Die können auch so eine Wirkung haben. Ich komme aus einer Familie, in der immer gerne und viel Musik gemacht wird. Ich habe in meiner Jugend selbst viel Musik gemacht, war in der Kirchengemeinde aktiv, habe in einer Band gespielt und im Jugendchor gesungen. Dass ich Kirchenmusik studieren könnte, darauf bin ich erst später gekommen. Erstmal habe ich eine Ausbildung zur pharmazeutisch-technischen Assistentin angefangen.

Im Studium habe ich es sehr genossen, mich so intensiv mit Musik zu beschäftigen. Dazu kommt die unglaubliche Breite des Faches: Chorleitung, Musiktheorie und -geschichte, Jazzklavier, Orgel, Gehörbildung, Schlagzeug, Gitarre; und ich hatte noch etwas Kontrabassunterricht. Mein Studiengang unterscheidet sich insofern von dem der klassischen Kirchenmusik, dass man als Hauptfach Klavier oder Gitarre hat und nicht Orgel. Natürlich hat man auch Kurse zusammen und wir kooperieren auch manchmal mit der Hochschule in Rottenburg. Dass wir so viele verschiedene Instrumente lernen, zumindest ein bisschen, ist hilfreich für die Bandarbeit. Wenn man eine Band leitet, sollte man zum Beispiel schon wissen, was man zum Schlagzeuger sagen kann.

Ich weiß allerdings noch nicht genau, was ich in Zukunft beruflich machen möchte. Die Stellensituation ist im Moment nicht die Beste. Gerade im Bereich der Popularkirchenmusik braucht es eine gewisse Umbruchzeit und Mut Stellen zu schaffen, umzuwandeln oder auch die richtigen Leute dafür. Zurzeit gibt es vor allem sogenannte Erprobungsstellen. Ich sehe jedenfalls viel Potenzial in der Musik und auch in der Kirchenmusik. Vielleicht finde ich etwas, wo ich meine Leidenschaft für das kreative Arbeiten, wie ich es in Oslo erleben durfte, weiterentwickeln und mit meinem Glauben zusammenbringen kann.



„Eigentlich wollte ich schon immer Orgel spielen.“

***Anton Nowak** ist dreizehn Jahre alt, wohnt in Eßlingen (Landkreis Tuttlingen) und sitzt mehrmals in der Woche an der Orgel. Der Schüler spielt in verschiedenen Gottesdiensten und begleitet die Gemeinde beim Gesang. Antons Tätigkeitsfeld umfasst sowohl die Diözese Rottenburg-Stuttgart als auch das Erzbistum Freiburg.*

Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie ich am dritten Advent 2022 bei uns in der Gemeinde im Gottesdienst ministrierte. Der Pfarrer fragte mich, was ich mir zu Weihnachten wünschen würde. Ich sagte: eine Orgel für daheim. Der Pfarrer erzählte unserer Organistin, Lioba Manger, direkt, dass ich Orgel spielen könne. Im selben Gottesdienst lief ich während der Kommunionausteilung in meinem Ministranten-Gewand hoch zur Orgel und durfte etwas spielen. Da habe ich das erste Mal an der Orgel gesessen. Von da an durfte ich die Organistin oft zu Gottesdiensten in meiner Seelsorgeeinheit begleiten und meistens selbst zwei oder drei Lieder spielen.

Mit zehn Jahren erhielt ich schließlich meinen ersten richtigen Orgelunterricht in Tuttlingen. Eigentlich wollte ich schon immer Orgel spielen. Es hieß, ich müsste erst Klavier spielen lernen, dann könnte ich auch an die Orgel. Aber auf das Üben für den Klavierunterricht hatte ich ehrlich gesagt eher weniger Lust.

Seit Mai 2024 orgle ich regelmäßig selbst Gottesdienste und bin fast jedes Wochenende unterwegs. Mein Opa übernimmt neben meinen Eltern netterweise die meisten Fahrdienste.

Für diese Gottesdienste muss ich nicht wirklich üben. Ich spiele die Lieder direkt aus dem Gotteslob und mache das „Drumherum“ – wie beispielsweise die Akkorde und die Begleitung der Melodie – einfach auswendig dazu. Diese Lieder so zu spielen, macht mir am meisten Spaß. Gerade auch moderne geistliche Stücke finde ich super. Ich sammle die verschiedenen Eigenteile der Gotteslobe aller Diözesen in Deutschland. Da finden sich schöne Lieder, aber manche modernen Sachen kennen die meisten Gemeinden leider nicht so gut. Das merke ich dann, wenn sie leiser mitsingen als sonst. An anderen Orten wiederum sind die Stücke dann aber wieder bekannter, da singen die Leute kräftig mit. Mittlerweile ist das Orgeln in Gottesdiensten für mich eine Art Routine geworden. Vor dem Spielen in Messen bin ich eigentlich überhaupt nicht nervös.

Anders war es bei der Aufnahmeprüfung für den D-Orgelschein: Da war ich ziemlich aufgeregt. Aber es hat Gott sei Dank alles geklappt. Im Oktober 2026 kann ich die zweijährige D-Ausbildung beginnen. In dieser Ausbildung kann man das Orgelspielen vertiefen und erhält zusätzlichen Unterricht in verschiedenen Fächern wie beispielsweise Liturgik oder Musiktheorie.

Ein wahrhaft liturgischer Dienst

Ein Gastbeitrag von Nina-Marie Strasser



Auch die […] Mitglieder der Kirchenchöre vollziehen einen wahrhaft liturgischen Dienst.“ Dieser Satz aus Sacrosanctum Concilium, der Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils, war Ausgangspunkt und roter Faden meiner Magisterarbeit. Denn was heißt es eigentlich, wenn ein Chor im Gottesdienst singt? Ist er musikalische Begleitung, festlicher Rahmen – oder selbst Teil dessen, was Liturgie ausmacht?

Diese Frage ist für mich keine rein theoretische. Seit meiner Kindheit bin ich mit der Dommusik in Rottenburg verbunden: zunächst in der Mädchenkantorei, heute im Domchor. Die Nähe zu meinem Forschungsgegenstand war dabei zugleich Ausgangspunkt und Herausforderung. Aus eigener Erfahrung kannte ich viele Abläufe und Perspektiven – und daraus entstand mein Interesse an der Frage, welche Bedeutung der Chor für die Liturgie hat.

Besonders deutlich wurde mir diese Frage bei Gottesdiensten mit großen Orchestermessen. Wenn etwa Mozart, Haydn oder Schubert erklingt, kann die Musik überwältigend schön sein. Gleichzeitig stellt sich die Frage, wie sie sich in das liturgische Geschehen einfügt. Gerade lange Vertonungen können den Gottesdienst zeitlich und inhaltlich stark prägen. Für die Musizierenden steht die musikalische Gestaltung im Vordergrund, während sich für andere Mitfeiernde die Frage stellt, was diese Musik mit ihrem eigenen Feiern zu tun hat. Das ist auch historisch nicht zufällig. Die großen Orchestermessen sind in einem liturgischen Kontext entstanden, der sich deutlich von unserem heutigen Verständnis von Gottesdienst unterscheidet.

Einen entscheidenden Einschnitt bildet das Zweite Vatikanische Konzil. Mit Sacrosanctum Concilium rückte die „volle, bewußte und tätige Teilnahme“ der Gläubigen an der Liturgie in den Mittelpunkt. Die Gemeinde sollte nicht länger vor allem Zuschauerin eines von Klerus und Chor gestalteten Geschehens sein, sondern selbst als feiernde Gemeinschaft sichtbar werden. Auch der Kirchenchor wird neu eingeordnet: Sein Singen gehört selbst zum liturgischen Geschehen – daher die Formulierung vom „wahrhaft liturgischen Dienst“.

Doch was bedeutet das konkret? Für meine Arbeit habe ich Menschen befragt, die an der Liturgie im Rottenburger Dom aus unterschiedlichen Perspektiven beteiligt sind. Dabei zeigte sich, dass es nicht die eine Funktion des Chores gibt. Er kann die Gemeinde unterstützen, stellvertretend für sie singen, Texte besonders eindringlich zur Geltung bringen und eine Atmosphäre schaffen, in der liturgische Inhalte nicht nur verstanden, sondern auch emotional erfahren werden.

Darin liegt eine besondere Qualität von Kirchenmusik. Musik kann etwas ausdrücken, für das Worte nicht ausreichen. Sie kann Gefühle aufnehmen, Texte im Gedächtnis verankern und eine Verbindung schaffen zwischen dem, was liturgisch gesagt wird, und dem, was Menschen innerlich bewegt. Sie bleibt dabei nicht bei sich selbst, sondern weist über sich hinaus – auf den Text, auf das liturgische Geschehen und auf das, was darin gefeiert wird.

Das habe ich besonders eindrücklich bei der „Leidensgeschichte des Herrn nach Johannes“ von Joachim Reidenbach am Karfreitag 2025 erlebt. Die Musik war nicht einfach ein Stück, das an diesem Tag aufgeführt wurde. Sie hat die biblische Passion auf eine Weise hör- und erfahrbar gemacht, die bei vielen Menschen eine starke emotionale Reaktion ausgelöst hat. Gerade solche Momente zeigen, dass die Wirkung von Kirchenmusik nicht allein darin liegt, wie schön oder anspruchsvoll sie musikalisch ist. Entscheidend ist auch, was sie innerhalb des Gottesdienstes bewirken kann.

Gleichzeitig bleibt ein Spannungsfeld bestehen. Musik hat ihre eigenen Anforderungen: Einsätze und Intonation müssen stimmen, Stimmen müssen aufeinander hören, Atemstellen und Dynamik bedacht werden. Liturgie wiederum verlangt Aufmerksamkeit für das gemeinsame Feiern. Beides lässt sich nicht immer gleichzeitig und mit derselben Intensität erleben. Gerade als Sängerin kenne ich diese Spannung: Während eines Gottesdienstes bin ich mit meiner Aufmerksamkeit bei der Musik, zähle innerlich mit, achte auf den nächsten Einsatz und blättere die richtige Seite auf. Zugleich bin ich Teil dieser Feier – höre Texte, Gebete und Handlungen aber nicht aus derselben Perspektive wie jemand, der in der Bank sitzt.

Auch darin liegt eine interessante Seite des Satzes aus Sacrosanctum Concilium: Der Chor ist Teil der Gemeinde und übernimmt innerhalb dieser Gemeinde eine besondere Aufgabe. Sein Singen ist zugleich musikalische Tätigkeit und Teil des liturgischen Geschehens. Diese beiden Ebenen stehen nicht immer spannungsfrei nebeneinander – und genau das gehört zu der Frage, welche Rolle ein Kirchenchor in der Liturgie eigentlich hat.

Für mich ist deshalb weniger die Frage entscheidend, ob Kirchenmusik „schön“ ist. Interessanter ist, was geschieht, wenn Musik wirklich Teil der Liturgie wird: wenn sie Worte trägt, Gefühle ausdrückt, Gemeinschaft erfahrbar macht und über sich selbst hinausweist. Der Satz vom „wahrhaft liturgischen Dienst“ bekommt dann eine konkrete Bedeutung: Er beschreibt nicht einfach den musikalischen Beitrag eines Chores, sondern eine Aufgabe innerhalb eines gemeinsamen Geschehens – mit all seinen Möglichkeiten und Spannungen.

ZUR PERSON:
Unsere Gastautorin Nina-Marie Strasser hat im Sommersemester 2025 ihr Theologiestudium beendet und ist aktuell in der Gesamtkirchengemeinde Rottweil-Hausen-Neukirch als Pastoralassistentin tätig. Für Ihre Abschlussarbeit an der Universität Tübingen hat sie sich intensiv mit Kirchenmusik beschäftigt und teilt hier einen Teil ihrer Erkentnisse. Die Musik hat sie aber auch zuvor schon viele Jahre begleitet: Im Alter von sieben Jahren ist sie in die Rottenburger Domsingschule eingetreten und war dort im Verlauf der Jahre nicht nur als Sängerin und Kantorin, sondern auch als FSJlerin und später als studentische Hilfskraft tätig. Heute singt sie im Rottenburger Domchor und im Münsterchor Rottweil.



Mehr als fromme Phrasen: Popmusik als Glaubensort

Im Gespräch mit Sebastian Heeß

Sebastian Heeß ist Bildungsreferent für Popularmusik des Bischöflichen Jugendamtes der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Gemeinsam mit seinen Freiburger Kollegen Tobias Aldinger, Referent für Glaubenskommunikation, und Jan Eisele, Referent für Jugendspiritualität, verantwortet er das Projekt Credo·Collab, das über ein Jahr lang neue Räume zwischen Popmusik, Spiritualität und den Lebensfragen junger Erwachsener schaffen will. Was braucht Musik, damit sie Ort für offenen, zeitgemäßen Glaubensausdruck sein kann? Darüber habe ich mit ihm gesprochen.

Sebastian, Ende letzten Jahres ist Credo·Collab gestartet, ein Musik- und Glaubensprojekt der Diözese Rottenburg-Stuttgart und der Erzdiözese Freiburg. Was hat euch zu diesem Projekt motiviert? Ausgehend davon, wie wir selbst – vor allem auch in Kirche – Musik hören, hatten wir das Gefühl, dass es Songs braucht, die offen und authentisch über das Glauben und Zweifeln junger Menschen sprechen. An unterschiedlichen Stellen waren wir in Projekten schon dran, Songs zu produzieren, die mehr Fragen stellen als vorgefertigte Antworten geben. Das Schöne ist, dass bei Credo·Collab dann das eine zum

anderen kam: Mein Kollege Tobias Aldinger aus Freiburg hat sich vor einem guten Jahr bei mir gemeldet und meinte, er hätte eine Stiftung aufgetan und sitze an einem Förderantrag, um so ein umfangreiches Musikprojekt starten zu können. Wir hatten beide das Gefühl, dass das eine großartige Chance ist. Dann haben wir und weitere kreative Köpfe hin und her überlegt, was es werden könnte …

Und schließlich habt ihr euch für ein Projekt zum Glaubensbekenntnis entschieden, das auf den Konzilien von Nizäa (325) und Konstantinopel (381) entstanden ist. Es feierte also im Jahr 2025 sein 1700-jähriges Jubiläum. Was hat euch daran gereizt, euch musikalisch mit diesem Text auseinanderzusetzen?

Wir finden die Herausforderung besonders spannend, solche uralten Glaubensworte herzunehmen und zu sehen, wie verschiedene Künstler:innen damit umgehen und Songs schreiben, die inspiriert von diesem Text entstehen, aber nicht unbedingt das Glaubensbekenntnis in anderen Worten ins Heute übersetzen. Es geht uns also vielmehr darum zu fragen: Wofür geben wir heute unser Herz? Wie ist unsere Wertehaltung in einer Welt, die im Moment nicht nur gut ist und viele Herausforderungen bereithält? Was steckt vielleicht in den Überzeugungen und Ideen von damals?

Was ist seit dem Start von Credo·Collab bereits passiert?

Nach unserem Kick-Off-Event beim Adventsfestival in der Domkirche St. Eberhard in Stuttgart im November 2025 haben wir ein Album konzipiert, das nachher zwölf Titel haben wird. Entsprechend sind auch zwölf verschiedene Artists beteiligt, die sich in ihren Songs jeweils mit einem Abschnitt des Credotexts auseinandersetzen. Fünf davon sind die Gewinner:innen des Credo·Contests, einem bundesweiten Wettbewerb, bei dem bis Mitte März Songs eingereicht werden konnten. Für den Contest haben wir rund 50 Bewerbungen aus ganz Deutschland erhalten.

Kannst du einen Einblick geben, von wem die Einsendungen stammten?

Wir hatten das Gefühl, dass das Projekt vor allem auch für Leute spannend ist, die sich nicht unbedingt in der Lobpreis- und Worship-Bubble sehen und sich vielleicht auch nicht im Songwriting-Stil des Neuen Geistlichen Lieds wiederfinden. Es waren sowohl Songs von eher „kirchenfernen“ Bands und Künstler:innen als auch von Personen dabei, die sich in der christlichen Musiker:innen-Szene herumtreiben und eine Andockmöglichkeit suchen, um kirchliche Popularmusik weiter zu gestalten und eine Community zu bilden.





Inzwischen stehen die Sieger:innen des Credo·Contests schon fest. Welche Kriterien waren euch bei der Auswahl wichtig?

Für die Juryentscheidung war vor allem die Qualität des Songwritings entscheidend: Inwiefern ergibt sich tatsächlich ein eigenständiger Song, der mehr schafft, als das Credo oder einen biblischen Text einfach nur nachzuerzählen? Unser Anspruch war, dass eigene Songs entstehen, die im Kontext des Glaubensbekenntnisses, aber auch unabhängig davon funktionieren. Es hat auch eine Rolle gespielt, wie anschlussfähig die Musik im Moment auf dem Popmarkt ist und welche künstlerische Qualität dahintersteckt. Es sind auch zwei, drei Songs dabei, die ein bisschen mehr „artsy“ klingen, als dass sie Mainstream-Pop-Songs sind. Auch das ist sehr schön, weil wir versucht haben, eine gute Mischung verschiedener Stile abzubilden. Ein Ziel des Projekts ist nämlich auch, junge talentierte Musiker:innen zu finden und sie in ihrem Musikschaffen zu fördern.

Auf eurer Website wünscht ihr euch für den Credo·-Contest explizit auch Songs, die Glaubenszweifel thematisieren. Warum war euch das wichtig?

Jetzt könnte ich frech sagen: Ich verstehe die Frage nicht. Unser Leben besteht immer aus einem Hin und Her – egal, ob ich meinen Glauben auf Gott, etwas Transzendentes oder auf das Verbundensein mit anderen Menschen beziehe. Wir sind davon überzeugt, dass es für uns als Menschen wichtig ist, dass wir Identifikationsmöglichkeiten mit Künstler:innen in unserer christlichen Bubble haben, die auch mal vom Scheitern erzählen oder Leerstellen in ihren Songtexten lassen. Die nicht wissen, wie es weitergeht, bei denen nicht am Ende irgendwie doch Jesus die Lösung ist oder die plumpe Idee transportiert wird: „Ich muss halt nur mehr beten und noch frommer sein, dann wird es schon irgendwie werden. Und wenn es nicht wird, dann bin ich halt selbst schuld!“

Mir ist musikalische Vielfalt sehr wichtig, weil das auch die Vielfalt des Glaubensausdrucks der Menschen widerspiegelt.

Solche scheinbar einfachen Antworten auf komplexe Fragen des Lebens finden sich im Bereich des Worships ja häufiger. Gibt es für dich so etwas wie ‚No-Gos‘ im Bereich christlicher Popularmusik?

Als Musiker finde ich viele Worship-Songs total cool, weil sie musikalisch gut gemacht sind. Und natürlich spielen wir in Projekten auch den ein oder anderen Lobpreis. Ich finde, es kommt eher auf die Rahmung an. Wie bette ich einen Song, dessen Text eher klar ist oder vermeintliche Wahrheiten transportiert, durch Moderationen davor oder danach oder eine kleine Aktion dazu gut ein? Kann ich vielleicht durch einen Song, den ich als nächstes spiele, die Leute dazu bringen, nochmal nachzudenken: Was singen wir da eigentlich? Glauben wir das? Mich stört an Worship-Songs vor allem ihr immerwährender Wahrheitsanspruch – und die Idee, dass diese Ausdrucksform vermeintlich die einzige Möglichkeit ist, Gott „würdig“ zu begegnen. Ich finde nicht, dass

Menschen irgendwie „falsch“ sein können oder dass es nur die eine Art und Weise gibt, mit Gott, mit anderen und sich selbst in Kontakt zu treten. Mir ist musikalische Vielfalt grundsätzlich sehr wichtig, weil das auch die Vielfalt des Glaubensausdrucks der Menschen widerspiegelt.

Wenn ich also einen Worship-Song höre, der mich textlich nicht überzeugt: Kann ich den Song dann trotzdem gut finden? In welchem Verhältnis stehen dabei Lyrics und Musik?

Wenn wir uns musikwissenschaftlich unterhalten, gibt es da verschiedene Theorien: Eine ist zum Beispiel, dass wir auf die Semantik der Songtexte gar nicht so richtig hören. Es wäre dann letztlich egal, wie der Text ist. Es geht vielmehr um das Stimmtimbre: Wie klingt eine Stimme? Macht sie etwas mit uns oder nicht? Oder auch: Wie klingt der Groove der Worte? Ich glaube, vor allem im Lobpreis sollen Songtexte oft absichtlich „wohlfühlmäßiger“ klingen. Wenn man möglichst schnell in einen Moment der Anbetung kommen und sich fallen lassen will, darf einen im Innen erst einmal nichts irritieren, eben zum Beispiel zu komplexe oder „anspruchsvolle“ Texte. Ich glaube, gute Popsongs haben beide Qualitäten: Es braucht Stellen, in die ich einfach eintauchen kann, ohne viel nachzudenken. Und hoffentlich gibt es auch Stellen, die etwas in mir auslösen – sei es Widerstand oder Zustimmung. Etwas, das mehr ist, als das Aneinanderreihen von frommen und immer schon gehörten christlichen Phrasen, die nachher dadurch sogar vielleicht bedeutungslos klingen.



Das heißt, Musik ist auch dein persönlicher Ort für Glaubens- und Gotteserfahrung?

Ja, total. Es ist schon immer so, dass ich diese Dimension über das Musikmachen erlebe und auch mit anderen teile. Glaube heißt für mich nicht zwangsläufig als Besucher im Gottesdienst zu sitzen, sondern viel eher, dort Musik zu machen, Songs zu schreiben oder ein Chor- oder Bandprojekt zu initiieren. Immer dann, wenn mich etwas besonders berührt – sei es ein Akkordklang oder dieser Textschnipsel an einer ganz bestimmten Stelle –, sind das Momente, in denen ich den Heiligen Geist spüren kann.

Gab es vielleicht auch während des Projekts Credo·Collab einen Moment oder einen Song, der dir besonders wichtig geworden ist?

An meiner Fachstelle arbeite ich viel mit der Künstlerin Heike Ostertag zusammen: Auch für das entstehende Album haben Heike und ich einen Song zusammen gemacht. Er heißt Glatteis und erzählt von dem Moment, in dem Pontius Pilatus das Todesurteil über Jesus spricht – und zwar aus der Perspektive von Pontius Pilatus. Der Song behandelt die Frage, wie Menschen mit viel Macht überhaupt Entscheidungen treffen können, wenn ein grölender Mob sie unter Druck setzt. Was passiert, wenn ich mich entscheiden muss, aber das gar nicht kann, weil ich mit mir selbst nicht im Reinen bin? Vielleicht wäre es dann der stärkere Move zu sagen: „Das geht gerade nicht.“ Oder: „Ich muss aus dieser Rolle raus.“ Letztlich könnten da auch Bilder von Verantwortungsträger:innen des Weltgeschehens mitschwingen, die sich vielleicht in ähnlichen Positionen oder Situationen wie Pontius Pilatus wiederfinden. Deshalb finde ich persönlich diesen Song sehr wichtig für das Projekt, neben den anderen Songs, die eher positivere Facetten des Glaubenslebens zeigen. Jedenfalls fordert mich der Gedanke sehr heraus, darüber nachzudenken, wann man selbst auch aus einer Macht- oder Überheblichkeitsposition heraus über andere urteilt und dabei das Gefühl hat: Mein Bauch sagt mir gerade eigentlich etwas anderes.



Dieser Song wird auch auf dem Credo·Collab-Album sein, das bis April nächsten Jahres entsteht. Welche Schritte stehen bis dahin noch an?

Ab Herbst werden die Songs nach und nach erscheinen. Zu jedem Song wird es auch ein Release-Event geben, an dem wir den Song präsentieren und einen Workshop dazu anbieten. In diesem Rahmen wird es möglich sein, sich gemeinsam mit dem Artist mit den Inhalten des Songs auseinanderzusetzen und diese nochmal weiterzudenken: Welche Antwortversuche formuliere ich auf die Fragen des Songs? Wenn ich den Song im Verhältnis zu meinem Leben oder dem Credo-Text höre: Wo führt mich das weiter, wo fordert mich das heraus? Nächstes Jahr im April wird es ein Abschlussevent geben: Ähnlich wie beim Kick-Off-Event werden wir da nochmal alle Artists auf der Bühne haben und das Projekt abschließend präsentieren.

Bedeutet der Album-Release auch einen definitiven Abschluss des Projekts? Oder gibt es schon Pläne für die Zeit danach?

Konkret ist geplant, dass es ein Workbook zum Projekt geben wird, so dass alle in der Bildungsarbeit, im Religionsunterricht und der Gemeinde mit dem Material arbeiten können. Spätestens beim Songwriting-Wochenende im April in Mannheim, an dem das erste Mal alle beteiligten Artists aufeinandertrafen, haben wir gemerkt, dass von allen Seiten großes Interesse besteht, sich nicht nur für dieses eine Projekt getroffen zu haben. Die Atmosphäre war direkt total schön und fast familiär – so, als hätten wir alle auf diese Gelegenheit gewartet. Deshalb bin ich mir ziemlich sicher, dass das nur das Auftaktprojekt von Credo·Collab war und wir in irgendeiner Form daran anknüpfen werden.

Alle Infos auf:
www.credo-collab.de



INTERVIEW SOPHIA HOSE (22)

Der Mönch und die Musik

SAINTS TODAY



Gregor I. beim Diktieren des gregorianischen Gesangs (aus dem Antiphonar des Hartker von St. Gallen, um 1000)

Gregor der Große und die Tugend der Bescheidenheit

Vermutlich sind die zahlreichen heiliggesprochenen Päpste nicht das Erste, was man mit Musik im Allgemeinen, selbst mit Kirchenmusik verbindet. Päpste tragen eher den Anhauch trockener Dogmatik, unnachgiebigen Machtstrebens oder gegenwartsvergessener Rückwärtsgewandtheit mit sich. Doch es gibt sie, diese Päpste, die auch für andere Dinge stehen können als das, was wir ihnen heute allzu oft – und vielleicht auch häufig zu Unrecht – zuschreiben. Einer von ihnen, den man sogar mit Musik in Verbindung bringen kann, ist Gregor I., genannt: der Große.

„Große" Päpste gab es dabei in der Zeit, in der Gregor lebte, häufiger als in späterer Zeit. Am Übergang von der Antike zum Mittelalter, um das Jahr 600, wirkte Gregor in Rom, in einer politisch schwierigen Zeit voller Umbrüche und Herausforderungen. Er war eine der einflussreichsten Figuren seiner Zeit und seine Schriften zählten den zu meistgelesenen im Mittelalter. Besonders eines seiner Vermächtnisse überdauerte dabei die Zeit: die gregorianischen Choräle, einstimmig gesungene und zumeist unbegleitete Texte aus der Hl. Schrift und Gebete, die sich bis heute im Repertoire des katholischen Gottesdienstgesangs befinden und insbesondere im Stundengebet gesungen werden. Zumindest das Mittelalter schreibt die Melodien in großen Teilen Gregor zu, wie es auch die linksstehende Abbildung um das Jahr 1000 tut: Gregor empfängt die Melodien vom Hl. Geist und diktiert sie seinem Schreiber.

So schön diese Legenden sind – es bleiben Legenden. Die Komponisten der Choralmelodien sind unbekannt, Gregor hatte wahrscheinlich kaum etwas damit zu tun. Er förderte ihre Verbreitung auch nicht besonders, vielmehr wünschte er große Vielfalt in der Liturgie, die auch auf lokale Gewohnheiten Rücksicht nahm. Dennoch passt die Gregorianik irgendwie zu diesem Papst, denn Gregor zeichnete etwas aus, was vielen seiner Nachfolger auf dem Papstthron leider fehlte: Bescheidenheit und Demut. Als erster Mönch auf der Kathedra Petri betonte er immer wieder, dass die zentrale Tugend aller hohen Kirchenmänner die der Bescheidenheit, der humilitas, sei, so, wie sie Jesus vorgelebt und gepredigt hatte. Er regelte die Getreideversorgung Roms neu und sorgte dafür, dass die Bevölkerung der Stadt und insbesondere die Armen kostenlos mit ihrem täglichen Bedarf versorgt wurde. Er maßregelte Bischöfe, die im Prunk lebten und danach strebten, ihre eigene Macht auszubauen. Er setzte selbst sein asketisches Mönchsleben auch als Bischof von Rom fort und förderte die Klöster in Rom und ganz Italien.

Als solchen Papst können wir Gregor vielleicht mit Recht „der Große" nennen und auch sein musikalisches Erbe würdigen, das zwar nur dem Namen nach mit ihm zu tun hat, inhaltlich aber ganz viel von dem vertritt, was Gregor lebte und predigte: Bescheidenheit, Ruhe, Einfachheit, alles zur größeren Ehre Gottes. Und vielleicht tut auch der musikalischen Gestaltung unseres Lebens und unserer Gottesdienste hin und wieder ein bisschen weniger gut.

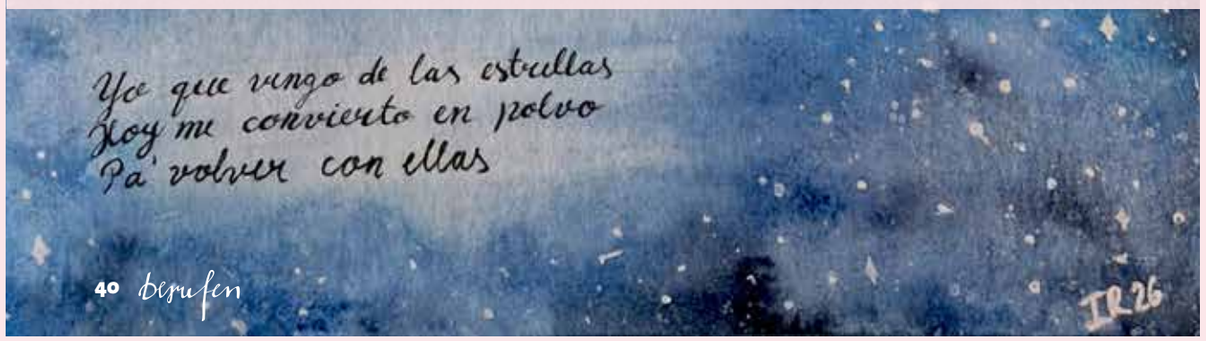


TEXT GABRIEL HÄUSSLER (26)



Die Trauer darf tanzen

Mit Sängerin Rosalia auf ihrer eigenen Beerdigung



Wie stellen wir uns unseren Tod vor? Wie stellen wir uns unsere Beerdigung vor? Als Moment des Glücks, als Moment der Gemeinschaft, als Moment des Friedens und der Versöhnung, als Moment der Trauer, der Erinnerung an uns und unser Leben, als Moment der Gemeinschaft, der Dankbarkeit, der Freude, als Aufnahme in den Himmel oder alles zusammen? Mit zehn Jahren habe ich, ohne es zu wissen, das letzte Mal meinen Onkel besucht, der kurz darauf bei einem Autounfall ums Leben kam. Seitdem habe ich weitere Menschen aus meinem nahen Umfeld aufgrund von Krebs, Suizid und Krankheit verloren, sodass Tod, Trauer und Erinnerung für mich schon immer ganz eng mit meinem Leben verbunden waren.

Wenn ich heute das Lied „Magnolias“, das letzte Lied aus dem neuen Albums LUX von Rosalía höre, dann berührt mich das, weil sie es schafft, unterschiedliche Facetten von Tod und Trauer miteinander zu verbinden. Ihr Lied beginnt mit der gemeinsamen Trauer, die zeitgleich ein Moment der Versöhnung ist, weil sogar ihre Feinde zur Beerdigung gekommen sind und weinen. Nach dem Refrain, in dem Rosalía darum bittet Magnolien zu werfen, verstummt die Musik für einen kurzen Moment, bevor die zweite Strophe einsetzt.

In der zweiten Strophe kippt das bislang klassische Bild einer Beerdigung in eine eher unkonventionelle, aber persönliche Feier. Über dem Holz ihres Sarges vermischen sich Tränen mit dem heißen Gummi von Motorradreifen der Marke KTM, die aus verschiedenen Musikvideos von Rosalía bekannt sind. Ihre Beerdigung ist ein rauschendes Fest mit Motorrädern, Rotwein, Zigarren, Schokolade und ausgelassenem Tanz – ein Fest nach ihrem Geschmack. Während sie in den letzten Versen dazu auffordert, dass nach ihrem Tod alles gemacht wird, was sie selbst zu Lebzeiten nicht mehr machen konnte, schwillt die Musik zum Refrain an.

Die dritte Strophe beginnt mit dem benediktinischen Knabenchor Escolania de Montserrat. Sie singen: „Gott steigt herab und ich steige hinauf, wir treffen uns in der Mitte.“ Gott scheint Rosalía entgegenzukommen, um sie abzuholen – ein schönes Bild. Zuletzt drückt sie die Dankbarkeit für das von ihr gelebte Leben aus, für das sie trotz der ein oder anderen Narbe, die sie davongetragen hat, dankbar ist. Zudem bittet sie darum, dass in ihrer Abwesenheit die Erinnerung an sie und ihre Person bewahrt wird. In Anlehnung an Gen 3,19 singt sie: „Ich, die von den Sternen kommt, verwandele mich heute zu Staub, um zu ihnen zurückzukehren.“ Bei den letzten Tönen wird ihre Stimme leiser und fragiler und es wirkt so, als wäre sie bei den letzten Worten bereits dem Leben entglitten und in weiter Ferne.

Das Lied über den Tod schließt das Popalbum und die LUX-Tour bewusst ab. Mich berührt das Lied, weil es die Vorstellung einer rein bedrückenden Trauer aufbricht, indem Aspekte wie Gemeinschaft, Versöhnung, Dankbarkeit für das Leben und die religiöse Hoffnung auf ein Leben nach dem Tod herausgestellt werden. Ihre Beerdigung ist eine persönliche Feier, bei der die positive Erinnerung an die Person und ihr Leben bewahrt und weitergetragen wird.

Wenn ich den Blick vom Schreibtisch hebe, dann strahlt mich von der Trauerkarte an der Wand mein Vater an, der mit einem Mikro in der Hand an einem DJ-Pult steht. Und ich lächele zurück.



TEXT ISABELLA REISCH (26)

„Ein Leib und ein Geist, wie ihr auch berufen seid zu einer Hoffnung in eurer Berufung: ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller, der über allem und durch alles und in allem ist.“

(Eph 4, 4-5)



†

Am 26. Oktober 2026 verstarb im Alter von 86 Jahren

Rolf Seeger

Mit großer Trauer und zugleich voller Dankbarkeit nehmen wir Abschied von Rolf Seeger. Er war von 1972 bis 2003 Leiter der Diözesanstelle Berufe der Kirche in der Diözese Rottenburg Stuttgart. Viele Menschen, die während seiner Zeit als Leiter der Berufungspastoral bei ihm Rat suchten, sind heute im pastoralen Dienst unserer Diözese. Sie waren fasziniert von der Glaubensstärke und Lebensfreude, die man in jedem Gespräch erleben konnte. Er ist in den über 30 Jahren seines Wirkens in der Berufungspastoral zu einer prägenden Persönlichkeit in unserer Diözese und darüber hinaus geworden. Für uns als Nachfolger in der Leitung der Diözesanstelle Berufe der Kirche war er ein guter Ratgeber. Zugleich hat er sich auch in der Zeit seines Ruhestands leidenschaftlich für Menschen eingesetzt, die einen Beruf in der Kirche ausüben, die auf der Suche waren, die als als Pilgerinnen und Pilger zu ihm kamen …
Er war getragen vom Glauben an Jesus Christus. Auch wir lassen uns in diesen Wochen prägen vom Glauben an die Auferstehung.

Die Leiter der Diözesanstelle Berufe der Kirche in der Nachfolge von Rolf Seeger

Michael Holl
Gerhard Schneider
Jörg Kohr

Termine

ANGEBOTE DER DIÖZESANSTELLE BERUFE DER KIRCHE

16.12.2026	**19 Uhr, Online-Sprechstunde für Interessierte an Seelsorgeberufen**
27./28.01.2027	**Theo in TÜ – Orte theologischer Ausbildung kennenlernen, Studierende treffen (Tübingen)**
16.03.2027	**19 Uhr, Online-Sprechstunde für Interessierte an Seelsorgeberufen**
23./24.04.2027	**Holy-Shift-Festival (Tübingen)**
05.–11.09.2027	**Spirituelle Auszeit in der Casa della Pace (Assisi)**

Unsere Workshops – wir kommen zu Ihnen!
Sehr gerne kommen wir vom Berufe-der-Kirche-Team zu Ihnen in die Firmvorbereitung, Ihre Jugendgruppe oder Ihren Religionsunterricht ab Klasse 10 und führen einen unserer Workshops durch.
Mehr Infos unter: www.berufe-der-kirche-drs.de/workshops/

Folgende Workshops stehen zur Verfügung:

- **Entscheidungen – wie kann ich sie treffen?**
- **Stärken – was kann ich richtig gut?**
- **Bedürfnisse – was brauche ich, damit es mir gut geht?**
- **Mehr-Blick – wonach sehne ich mich?**
- **Seelsorge – ein Beruf für dich?**
- **Theologie – und was hat Taylor Swift damit zu tun?**

Mehr Infos, neue Angebote und Anmeldung:
www.berufe-der-kirche-drs.de oder bei berufe-der-kirche@drs.de



MENSCHEN SAGEN JA ZU EINEM KIRCHLICHEN DIENST

15.05.2027 **Weihe der Ständigen Diakone**
St. Martin, Herrenberg, 10:00 Uhr, Bischof Dr. Klaus Krämer

03.07.2027 **Beauftragung der Pastoralassistent:innen**
St. Martin, Biberach, 14:30 Uhr, Weihbischof Matthäus Karrer

10.07.2027 **Priesterweihe**
Basilika St. Vitus, Ellwangen, 09:30 Uhr, Bischof Dr. Klaus Krämer

16.07.2027 **Verleihung der Missio Canonica an Religionslehrer:innen**
Domkirche St. Eberhard, Stuttgart, 16:00 Uhr, Bischof Dr. Klaus Krämer

17.07.2027 **Beauftragung der Gemeindeassistent:innen**
Heilig Geist, Rottenburg-Ergenzingen, 14:00 Uhr, Bischof Dr. Klaus Krämer

Herzliche Einladung zur Mitfeier dieser besonderen Gottesdienste!

PÄPSTLICHES WERK FÜR GEISTLICHE BERUFE

Gebetsbildchen mit dem Jahresgebet 2027 können bei der Diözesanstelle Berufe der Kirche bestellt werden.

Wenn Sie die Arbeit des Päpstlichen Werkes für geistliche Berufe unterstützen möchten, ist uns Ihre Spende willkommen!
Empfänger: Bistum Rottenburg-Stuttgart
Volksbank Herrenberg-Rottenburg
IBAN: DE48 6039 1310 0005 4040 02
Verwendungszweck 1: 512020
Verwendungszweck 2: Päpstliches Werk für geistliche Berufe



Für die Ausstellung einer Zuwendungsbestätigung benötigen wir den Namen und die Adresse des Spenders. Vielen Dank!





ABITUR – UND DANN?

Im Ambrosianum Sprachenjahr können junge Menschen vor dem Studium qualifizierte Sprachabschlüsse (Latein, Griechisch und Hebräisch), die sie für ein Theologie- oder anderes Studium brauchen, in einem einjährigen Kurs erwerben. Wer sich für einen Seelsorgeberuf interessierst, findet viele Gesprächspartner:innen und kann sich bei seiner Entscheidungsfindung begleiten lassen. Elemente der Persönlichkeitsbildung und die vielen Gemeinschaftserlebnisse machen das Jahr im „Ambros“ unvergesslich.
Der Kern des Programms im Ambrosianum Sprachenjahr sind Sprachkurse in den drei klassischen Sprachen Latein, Altgriechisch und Bibelhebräisch. Neben dem unmittelbaren Spracherwerb bieten diese Kurse in Verbindung mit weiteren Lehrveranstaltungen, etwa dem Basiskurs Philosophie, eine umfassende Einführung und Auseinandersetzung mit unserem kulturellen Erbe aus der Antike, das Europa bis heute wesentlich prägt.
Das propädeutische Seminar Ambrosianum bietet eine umfassende Begleitung und Unterstützung bei der Vorbereitung eines Studiums in diesen Bereichen an, vor allem für ein Studium der (katholischen) Theologie oder auch anderer Fächer, wie z. B. Romanistik oder Geschichte.

Das Ambrosianum ist eine Einrichtung der Diözese Rottenburg-Stuttgart.

Ambrosianum
SPRACHENJAHR

www.ambrosianum-tuebingen.de



NEU ab September 2027:
SPIRIT – Dein Tübinger Freiwilligenjahr

Ein neues Angebot entsteht gerade am Ambrosianum – ein Orientierungsjahr, das einen mehrmonatigen Freiwilligendienst in der Region Tübingen mit dem Plus

- *einer Wohngemeinschaft in Tübingen,*
- *spirituellen Angeboten,*
- *individuellem Berufungscoaching und*
- *zusätzlichen Bildungstagen*

verknüpft.

Mehr Informationen zu diesem Angebot für junge Menschen zwischen 18 und 26 finden sich auf der Homepage des Ambrosianums.

Wenn Sie in Schule oder Seelsorge Schüler:innen treffen, für die das Angebot in Frage kommt, sprechen Sie diese doch an!

Weitere Informationen (Inhalte, Kosten, Unterbringung, Anmeldung ...) in Kürze auf:

www.ambrosianum-tuebingen.de

HOLY SHIFT FESTIVAL

Zukunft gestalten – Horizont erweitern – Gemeinschaft erleben – Glaube leben

Am 23. / 24. April 2027 findet in Tübingen zum ersten Mal das Holy Shift Festival statt. Es ist ein diözesanes Jugendfestival, das von einem Netzwerk von Akteuren gemeinsam veranstaltet wird.

Hier findet ihr alle wichtigen Eckdaten auf einen Blick:

Zielgruppe:	Jugendliche und junge Erwachsene im Alter von 14 bis Mitte 30
Ablauf:	*Freitagabend:* ab 18 Uhr Konzerte mit abschließendem Abendlob (Innenhof Wilhelmsstift) *Samstag:* Podium mit Keynote-Speaker und Bischof Klaus – buntes Workshop-Programm – Abschlussgottesdienst mit Bischof Klaus und Bergbandkollektiv
Live-Musik:	Jack Russel's Halsbänd, Jonny vom Dahl, Heike Ostertag
Workshops:	Gerechtigkeit und Frieden / Digitalität und KI / Schöpfung und Nachhaltigkeit / Theologische Grundfragen wie z. B. Theodizee / Persönlichkeitsentwicklung – christliches Menschenbild – Resilienz / Biblische Theologie – Bibliodrama / Interreligiöser Dialog / Kreativer Ausdruck: Kunst – Tanz – Improtheater / Poetry Slam
Action & Spaß:	Bubble Soccer / Stocherkahn u. a.
Wo:	Wilhemsstift / Theologicum / Gemeindehäuser in der Innenstadt
Übernachtung:	Gruppenweise in Sammelunterkünften (ÜN mit Schlafsack und Isomatte) in Tübinger Gemeindehäusern & im Johanneum / einzelne Teilnehmer:innen Ü18 werden in separaten Sammelunterkünften untergebracht
Kosten :	15,– € inklusive Übernachtung und Frühstück / 10,– € ohne Übernachtung / 5,– € Tagestickets / Verpflegung & Getränke auf dem Festivalgelände
Anmeldung:	Online über die Festivalseite www.holy-shift-drs.de
Kontakt:	*holy-shift-festival@drs.de*



HOLY SHIFT FESTIVAL

Folge uns gerne

@holy_shift_festival

www.holy-shift-festival-drs.de

23./24.04.2027
Wilhelmsstift Tübingen

Live-Musik mit Jack Russel's Halsbänd
Jonny vom Dahl und anderen
Workshops / Streetfood / Bubble Soccer
Gottesdienst mit Bischof Klaus / u. v. m.

Diözese Rottenburg-Stuttgart

Wir *begleiten* beim *Suchen.*

in Kooperation mit der Katholisch-Theologischen Fakultät, Universität Tübingen